

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

22. Jahrgang: Heft 2.

15. Oktober 1919

Dem Gedächtnis Josef Ettlingers

1869 — 22. Oktober — 1919

Von Max Osborn (Berlin)

Geht erst — mehr als sieben Jahre nach seinem Singang — hätte sich das Alter Josef Ettlingers zu der ersten Zahl gerundet, die gemeinhin Anlaß bietet, eines Lebenswertes Summe zu ziehen. Nun wird, was Glückwunsch und Dank des gesamten deutschen Schrifttums geworden wäre, eine erneute Totenklage. Sie wird um so schmerzlicher, da sie uns heute doppelt deutlich macht, wie jung er war, als er hinabgerissen wurde.

Ein grausames Schicksal erfüllte sich damals, in den ersten Februartagen 1912. Wenn wir ehrlich hinblicken: das Leben, das hier vernichtet wurde, war, trotz fruchtbarstem Wirken und großen Erfolgen, eine langhingelegene Tragödie gewesen. Keine Tragödie der pathetischen Gebärde, aber eine jener stillen Tragödien, wie sie die moderne Dichtung jener Jahrzehnte zu zeichnen verstand. Auch Ettlinger erkannte an sich, was er einmal bei einer Analyse des nachgelassenen fontaneschen Romans von der Mathilde Mähring niederschrieb: „daß nicht unser Wille, sondern stärkere Mächte unser Leben regieren“. Sein ganzes Dasein war ein Kampf gegen den unbegreiflichen Neid dieser Mächte. Vor seinen Augen schwebte das lodende Ziel einer Existenz voll Schönheit, Heiterkeit und Anmut, von Glanz bestrahlt, von Frauenlachen verklärt, in einer Sphäre freier Geistigkeit und gehobener Sinnenfreude dahingetragen — und die Natur hatte ihm einen schwächlichen kleinen Körper gegeben, an dem quälende Krankheit zehrte. Es ist kein Zufall, daß er sich so oft von der Grazie des französischen Geistes fesseln ließ, das Liebeschicksal von Flauberts Madame Bovary durch eine meisterhafte Überetzung in Deutschland einbürgerte, sich an dem Lebensreichtum Benjamin Constants und der Madame Récamier in tiefgründigen Studien betraufte. Durch seine Phantasie zogen kühne Träume von Buntheit und Abenteuer, während er an den Schreibtisch gebunden blieb und sich hüten mußte, seiner schwachen Gesundheit das geringste zuzumuten.

Unermülich rang er mit dem Glück: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Aber es segnete ihn nicht. Schlimmer: es foppte ihn teuflisch,kehrte bei ihm ein, gaukelte ihm Bilder der Hoffnung vor, und stieß

ihn wieder zurück. Immer weiter klappte der Abgrund zwischen seiner Sehnsucht und der Kraft, sie zu greifen. Verzweifelt mühte er sich dennoch, darüber zu springen. Er konnte nicht aufhören, zu glauben.

Auch auf dem Lager der Pein in Frankfurt nicht, das er nach dem oft wehmütig zitierten Vorbild seine Matragengruft nannte. Erschüttert erfuhr ich das, als ich wenige Wochen vor dem Ende den sterbenden Freund noch einmal aufsuchte. „Ist es nicht fürchterlich“, empfing er mich, „daß dies der Schluß sein soll?“ „Warum machst du dir solche Gedanken!“ zwang ich mich zu antworten. „Doch! Es ist so!“ sagte er wieder und sah mich fest an. Da dachte ich, hier ist es unwürdig, weiter zu schauspielern, und sprach etwa: Nun, und wenn es so ist, so wirst du, der alle seine Tage hohen und großen Dingen nahe war, gewiß auch vor dem Unabänderlichen den Gleichmut der Seele bewahren; du hast Außerordentliches geleistet, Schönes genossen — mehr dürfen wir wohl nicht erwarten. Der Kranke nahm meine Hand, drückte sie lange und sagte: „Ich danke dir. Alle wollen mir mit billigem Trost kommen. Aber dies Wort der Wahrheit stärkt viel mehr als alle gutgemeinte Unaufrichtigkeit.“ So sprach er. Wir schwiegen und hielten unsere Hände. Lautlose Stille war in dem Krankenzimmer. Aber dann — nach einer Minute — fragte er plötzlich, unvermittelt, wie mir die Wohnung gefiele, und fügte hinzu — wörtlich, ich habe mir den Satz seitdem unendlich oft wiederholt —: „Ich weiß übrigens noch gar nicht, ob wir in Frankfurt bleiben werden; das Leben ist hier so teuer, daß man es auf die Dauer kaum aushalten kann.“ . . . Ergriffen vernahm ich, wie sein klarer Geist, der soeben erst gefaßt auf das nahe Ende gewiesen, nun doch wieder ein dünnes Gewebe neuer Hoffnung spann.

Des Mannes Trost ist die Arbeit. Was Geschick und Welt ihm vorenthielten, sollte rastlose Tätigkeit ersetzen. Ettlinger hat das Überwinden und Entsagen gründlich gelernt, von dem Augenblick an, da der neunzehnjährige Musikstudent und Schüler Scharwenkas in Berlin von einem beginnenden Gehörleiden gezwungen wurde, den Beruf zu wechseln. Er hat die geliebteste Kunst darum doch niemals ver-

geffen. In mancher Wirrnis und Bedrängung blieb der Flügel seine Zuflucht. Wie staunten wir als Studenten auf Erich Schmidts Germanistenkneipe, als Ettlinger, den wir immer schon als blutjungen Dr. phil. bewunderten — er hatte bereits 1890 promoviert —, eines Tages als vorbildlicher Begleiter zu Max Friedlaenders Gesang auftrat und eine so schwierige Partie wie das Rankenwerk zu Goewes goetheschem Hochzeitslied unergleichlich bewältigte! Musik gab seinem Haus und seiner Geselligkeit die Weihe. Die Volksbühne, die er später leitete, hatte auch von dieser Seite seiner Begabung Vorteil. Und seine letzte große Freude war es, als bei einem Besuch in Frankfurt Artur Schnabel, der zu seinen Vertrautesten zählte, das Klavier an die Tür des Zimmers rückte, in dem Ettlingers Schmerzenslager aufgeschlagen war, und dem Todgeweihten die Mondscheinsonate vorspielte.

Aber die Arbeit galt nun andern Provinzen. Ettlinger nahm die Feder zur Hand. Seinem Temperament, das in der Schale gelassener und bedächtiger Ruhe lebhafteste Beweglichkeit barg, genügte die langsam wägende wissenschaftliche Forschung nicht, in die er sich mit gutausgenommenen Arbeiten zu Hofmannswaldau und zur jüngeren Romantik eingeführt hatte. Er suchte unmittelbare Wirkung und trat in den Dienst des Tages, dem er umfassendes Wissen, klar scheidendes Urteil, eine Kunst geschmackvoller Darstellung, gepflegter Sprache, und eine seltene schriftstellerische Gewandtheit zur Verfügung stellen konnte. Er wurde Kritiker, Feuilletonist, Redakteur. Bis er die große organisatorische Gabe in sich entdeckte, der wir seine bedeutungsvollsten Leistungen verdanken.

Als er mit seinem Plan zum „Literarischen Echo“ herausrückte, zweifelten wir alle. Eine Zeitschrift, die zugleich archivalisch und lebendig, registrierend und anregend sein wollte — das schien unmöglich, mindestens auf die Dauer unmöglich. Er machte es dennoch möglich, nach einem musterhaften Plan, der jede Starrheit ausschloß, dafür freilich die Arbeit des Leiters ins Ungemessene anschwellen ließ. Eine riesige, höchst komplizierte publizistische Maschinerie ward aus dem Nichts geschaffen, auf Grund eines Systems, das sofort tadellos funktionierte und sich nun bald durch ein Vierteljahrhundert bewährt hat. Mit zäher Energie ward alles zusammengesucht und zusammengehalten. Mit einem Fleiß, der uns alle beschämen kann, das einmal Angepaakte durchgeführt. Dabei war er durchaus kein Mann des öffentlichen Sichtummelns. Draußen kannte man ihn kaum. Er verkroch sich förmlich hinter seinem Werk. Alles wurde vom Schreibtisch aus regiert. Unermüdlisch las, ordnete, sichtet, verteilte, warb er, und niemand entzog sich seinem Ruf. Wenn man Josef Kürschner einen Büchergeneral genannt hat, so konnte man Ettlinger einen geborenen Schriftstellergeneral nennen. An Ärger mag es nicht gefehlt haben, und er war durchaus nicht ohne Empfindlichkeit. Aber die Schwierigkeiten

waren für ihn nur Antrieb zu neuer Arbeit. Er war ein Redakteurgenie — seltene Spezies —, und als nach Mamroths Tode die Besitzer der „Frankfurter Zeitung“ in Berlin nach einem neuen Herrn ihres Feuilletons fahndeten, waren sie fast verblüfft, daß sie von allen Seiten nur einen Namen hörten: Ettlinger.

Daneben stand die zweite organisatorische Hauptaufgabe, die er sich stellte: die Leitung der Neuen Freien Volksbühne nach Bruno Willes Rücktritt. Alte Pläne einer volksbildenden Tätigkeit, die er schon frühzeitig mit Jacobowski gewälzt hatte, konnten nun Gestalt annehmen. Das war ihm nicht nur „Herzenssache“, von ungefähr ergriffen, sondern es wurde ernsteste, gewissenhafteste Arbeit. Sie gedieh, wie jede andere, der Ettlinger sich mit seiner phrasenlosen Entschlossenheit zuwandte. Mit Leidenschaft bohrte er sich in die Probleme des Theaters. Die glitzernde Scheinwelt mit ihrer steigenden Spiegelung des Lebens und seiner Möglichkeiten mußte den heimlichen Romantiker, der in dem zurückhaltenden Manne steckte, mächtig reizen. Mit Vergnügen nahm er eine Zeitlang sogar Titel und Bürde eines regelrechten Theaterdirektors auf sich. Wie bei einem jungen Brausekopf der Schauspielberuf, erlöste in gewissem Sinne in diesem reifen, kritischen Kopf die Sorge um ein weitverzweigtes Bühnenunternehmen, das überdies mit hundert äußeren Widerständen zu fechten hatte, etwas von der verborgen brennenden Sehnsucht des Herzens. Aber von den Schnurrigkeiten und Eitelkeiten des Theaterwesens ließ sich seine bescheidene Natur nicht ansteden. Seine Person verschwand auch hier hinter der Sache, die er betreute. Kein Fernstehender wußte, wem das Verdienst am stetigen Aufstieg der Volksbühne zukam.

Mit diesen Mühen war das Tagewerk lange nicht erschöpft. Daneben stand die redaktionelle Arbeit an seiner Korrespondenz. Daneben erwuchsen dicke Bücher. Wurden Ausgaben vorbereitet und gestaltet. Wie Ettlinger das alles schaffte, war sein Geheimnis. Keiner begriff es, wenn wir auch wußten, daß seine Lampe zu nächstlichem Dauerdienst verurteilt war. Wie viel Disposition muß in diesem Gehirn gewaltet haben. Was allein muß es bedeutet haben, diese Korrespondenz zu erledigen — denn Ettlinger kannte noch keine Schreibmaschine, sondern schrieb seine unzähligen, gern sehr ausführlichen Briefe eigenhändig. Und dazwischen ohne Ende innerer Kampf, stehender Zweifel, heldenhafte Ringen mit der widerpenstigen Physis.

Nur die Einheit einer geschlossenen, in sich ruhenden Persönlichkeit konnte solche Lasten tragen und ertragen. Ihr Grundklang war die Lust am Schaffen, der die Werte bildende Arbeit eine Quelle der Freude ist. Die Treue, die Ettlinger zum zuverlässigsten und anhänglichsten Freunde machte, hielt er auch sich selbst und seinem Werke. Er nahm den Dienst am Worte heilig ernst. Wir alle, die wir in deutschen Landen vom Tag zum Tage in die Menge reden, sahen und

sehen noch heute voll Ehrerbietung zu der strengen Zucht, der Lauterkeit und Bornehmheit des Geistes auf, mit der Josef Ettlinger seine Schöpfungen pflegte und die Schrift stellte.

Der Vermerk mit seinem Namen, der noch heute unter dem Titel dieser Blätter steht, und die Bronze- tafel mit seinem Reliefbildnis in der Vorhalle von Oskar Kaufmanns Volksbühnenhaus sind die Denkmäler Ettlingers. Sie künden von der fortzeugenden Kraft seines Wirkens. Die Überlebenden wollen damit ihren Dank ausdrücken und das Andenken des Frühvollendeten feiern, den zu lieben sie nicht aufgehört. Ob freilich er selbst, der so viel Schmerzen Leibes und der Seele erduldet, der so viel dürstete und sich sehnte, nicht alle Ehrungen nach dem Tode hingegeben hätte für einen tiefen Zug aus dem Becher des Glücks — auf diese Frage werden wir wohl keine Antwort erhalten.

Das Gesetz der Serie

Von Franz Strunz (Wien)

Der Wiener Gelehrte Paul Kammerer, wohl den begabtesten deutschen Biologen der Gegenwart beizuzählen, die weit über fachliche Enge hinaus wissenschaftlich arbeiten, begründet in seinem neuen Buch¹⁾ das erstemal eine Lehre und Methodik der Serie oder Multiplizität der Fälle. Er meint damit die Erkenntnis von einer gesetzmäßigen Wiederholung gleicher oder ähnlicher Dinge und Ereignisse, einer Wiederholung oder Häufung (Knäuelung) in der Zeit oder im Raume, deren Einzelfälle, soweit es nur sorgsame Untersuchung zu offenbaren vermag, nicht durch dieselbe, gemeinsam fortwirkende Ursache verknüpft sein können (S. 36). An der Hand vieler, meist sehr überraschend wirkender Beispiele aus allen Gebieten des täglichen und geistigen Geschehens wird dieser Grundsatz praktisch unterbaut. Überall begegnen wir Wiederholungen gleichartiger oder ähnlicher Ereignisse, Synchronismen und Periodismen: im Pflanzen- und Tierleben, in den Katastrophen der Erdgeschichte, in kosmischen Ereignissen, den physikalischen Erscheinungen (Wellenbewegung und Pendelschwingung), den sogenannten Unglücksfällen des Tages, weiter in den seelischen Vorgängen, die mit Gedächtnis, Übung, Erinnerung zu tun haben, in Fortpflanzung und Vererbung, den fälschlich als „zufällig“ bezeichneten Ereignissen, die man schon früher (das Wesentliche von ferne ahnend) mit „Duplizität der Fälle“ bezeichnet hat. Der Beispiele sind unzählige. Jeder könnte sie aus seiner eigenen Erfahrung und Lebensbetätigung um viele noch vermehren. Ich erinnere nur an die Serialität und Periodik in den Erscheinungen des Wetters,

ihrer Wirkungen auf das Seelenleben, an die von Willy Hellpach untersuchten geophysikalischen Phänomene überhaupt. Hierher gehören auch die Tages- und Jahresperiode des Seelenlebens, Wachen und Schlaf, die periodischen Ordnungen und das Klima (Seelenperiodik und Klimaperiodik), die Jahreschwankungen der Arbeit, die Analogien zwischen Periodik des Wachsens und Schlafens u. a. Man könnte hier noch ergänzend viele neue Beispiele bringen, die sich zwanglos in diesem Buche unterbringen ließen und durch die nicht nur auf die Gesamtheit der periodischen Phänomene, sondern auch auf die Serialität helles Licht fällt.

Paul Kammerer hat nun, wenn ich seinen nicht immer leichten Gedankengang recht verstehe, das bisher nur fragmentarisch beobachtete Phänomen der Wiederholung in ein System gebracht und zweifellos als erster gezeigt, aus welchen großen tellurisch-kosmischen Wiederholungsgrundsätzen heraus diese ganze Erscheinung verstanden werden kann. Er untersucht und formuliert die „Serie“ streng naturwissenschaftlich, aber zugleich mit so tiefem philosophischen und psychologischen Verständnis, daß man gewisse Verwegenheiten übersieht. Es ist ihm sein Buch zu einer Elementarlehre geistiger Kultur geworden. Ihrer Voraussetzung, dem Wirken „eines gemeinsamen, in den lebenden wie den toten Naturreichen herrschenden serialen Hauptprinzips“ spürt er mit großem Erfolge nach und liefert so auch eine Theorie von der Herkunft der Serien. Aber immer wieder betont er als kritischer Forscher ausdrücklich, daß nicht alles „Serie“ sei, was einem oberflächlichen Beobachter so erscheinen könnte, nein, sie ist nur da, wo Wiederholungen nicht einem speziellen, durchsichtigen Ursachenmechanismus gehorchen. Gewiß ist die gemeinsam fortwirkende Ursache bei sämtlichen Serien zugegen — nichts geschieht in der Natur jenseits von Grund und Folge — aber sie „ist nicht in jedem Serialfall und Serienkomplex eine andere, sondern sie ist, gleichwie jeder einzelnen Serie, so auch der Gesamtheit aller Serien gemeinsam, die sich je im Weltgeschehen abgespielt haben und noch abspielen werden.“ Kammerer fand in einer seit Galilei wohlbekannten allgemeinen Eigenschaft der Körper und der sich in ihren Wirkungen äußernden Kräfte die erwähnte gemeinsam fortwirkende Ursache: in dem Beharrungsvermögen oder der Trägheit. Vom physikalischen Beharrungsvermögen leitet er eine allumfassende natürliche Erklärung des Gesetzes der Wiederholung ab. „Wie die gestoßene Kugel weiterrollt, bis Reibung mit der Unterlage oder andere Hindernisse sie zum Stillstand zwingen: so laufen alle Ereignisse in gleichem Tempo und in gleicher Richtung weiter, solange die Kräftekonstellation ihrer Umgebung sich nicht ändert. Ein Stück Welt — habe es den Rauminhalt eines Atoms oder einer Riesensonne — beharrt in seinem Zustand; wiederholt daher in seinem Beharrungszustand jeweils den vorausgehenden Zeitinhalt, bis ein von außen kommender

¹⁾ Das Gesetz der Serie. Eine Lehre von den Wiederholungen im Lebens- und Weltgeschehen. Von Paul Kammerer. Mit 45 Abbildungen. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt. 496 S.

„Stoß“ andershin treibt, das Getriebe der Wiederholungen auf eine Weile anderswohin lenkt.“ Ich sehe hier Kammerers eigene Worte. Freilich läßt sich die ganze weitläufige naturwissenschaftliche, mathematische und philosophische Unterbauung der Lehre in diesen Blättern nur andeutungsweise erwähnen, und auch die exakt-kritische Seite des Problems bleibt hier unberührt. Einige Gedankenreihen, die nur im Vorübergehen gestreift werden, sollen an anderer Stelle eine eingehendere Ausführung finden: ich nenne nur die ungleichzeitige Wiederholung im Nacheinander, die gleichzeitige Wiederholung im Nebeneinander, die Tatsache, daß benachbarte Dinge einander ähnlich werden und einander überhaupt wechselweise nachahmen, daß Gleich und Gleich sich gern gesellt, daß auch die Nachahmung eine Art träge Beharrung ist und daß aus fortgepflanzter „Nachahmung“ (wie Kammerer scharfsinnig sagt: „gleichsam vererbt von einer zeitlich-räumlichen Einheit zur jeweilig nächsten) das „Ganze der in gleichem Zustand beharrenden, stets sich selbst wiederholenden Bewegung erwächst“ u. a.

Das Buch als Ganzes ist wohl überlegt und mit philosophischer Schärfe geschrieben. Dabei schwungvoll, ohne viel suchende Worte, reich an mutigen (oft allzu mutigen) Zusammenfassungen. Eine Fülle von fruchtbaren Gedanken ist um die Grundidee herumgeschichtet. Überall richtet die Darstellung ihr Absehen auf die Wirklichkeit. Man sieht meist auch bei den schwierigen Gedankengängen in das innerste Wesen der Sache hinein. Ein Naturforscher hat dieses Buch geschrieben. Freilich gibt es auch hier genug Stellen, wo der Autor trotz aller erreichten Gewissheiten noch Schauender und Ahnender ist. Dem kann nicht anders sein. Es ist des Suchens kein Ende. Manches hat mich nicht überzeugen können, und nicht jedes Beispiel scheint mir „Serialität“ zu sein. Aber möglich, daß ich mich irre. Vielleicht gelang es auch dem Verfasser nicht überall, das was er sagen wollte, in umgrenzende Rede zu bringen. Manches ist doch zum Greifen nahe und doch weit, sehr weit... Und so lassen wir mutlos unsere Arme sinken. Ich bin davon überzeugt, daß Kammerers Buch viele Freunde, aber noch mehr Gegner finden wird, denn bei subjektiven Werken hat sich das Eintreffen dieser Tatsache mit besonderer Stärke bewährt. Aber aus dem Kampfe der Meinungen wird die fortschreitende Erkenntnis, wird die sichere Einsicht geboren. Möchte das doch jeder beherzigen, der einer ihm fremden Anschauung gegenübersteht, daß man durch Verneinen nicht überwindet. Ich wiederhole nochmals: in Kammerers Arbeit steckt ein starker Mut zur Zusammenfassung und eine geradezu künstlerische Kraft, mit der ihr Verfasser das Bild der großen ewigen Zusammenhänge entwirft und davon in klaren und bestimmten Worten kündigt. Manche etwas schwerer lesbare Seite mit gewaltsam aussehenden Beweisführungen kann den Gesamteindruck nicht beeinträchtigen. Vieles wird sich ihm noch in sein System

einordnen, denn die „Wiederkehr des Gleichen“ und das weite Gebiet der Periodik sind randlos, so wie das Leben ja selber so verschwenderisch ist. Es gibt Gedanken, Gefühle und Dinge, die in tausend verwandelten Formen in allen Zeiten und Völkern seit Anbeginn der Welt wiederkehren, unverfälschten Quellwassern gleich, unerschöpflich in den Wiederholungen des Lebens. Soll ich daran erinnern, welche ungehobenen Schätze an Beispielen in der Geistesgeschichte, in der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, in den Entwicklungen des Aberglaubens ruhen? Die Menschheit birgt ewige Gedanken in sich, und im allerletzten Mann und Weib wiederholt sich ein Bruchteil des großen Ganzen. Schon das altorientalische Weltbild enthält Züge dieser großartigen Periodik und Parallelität: der Jahreslauf spiegelt im Kleinen das Weltjahr wieder, und so wurde auch der Jahresmythos zum Weltmythos. Alle Erscheinungen entsprechen sich, alles ist Kreislauf. Ein Kreis ist ein Abbild des anderen. „So wie droben ist es auch auf der Erde, denn das Abbild dessen, was in dem Firmament ist, ist hier auf Erden.“ So haben schon die Gelehrten der Babylonier und ihrer Vorfahren in der Himmelsbeobachtung verkündet, denn allen ungeheuren Weltveränderungen legen sie den Glauben zugrunde, daß sich alles, was „droben“ erscheint und sich abspielt, dann auf der Erde wieder spiegelt. Der gestirnte Himmel ist Landkarte, Schicksalsbuch, Bühne der Weltgeschichte, die Erde wiederholt nur. Man kann diese erste Erscheinung aller Ereignisse vom Himmel ablesen, bevor sie als Wiederholung zur Erde nahe herabgekommen sind. Das ist die Wurzel der Astrologie und alles damit verbundenen Aberglaubens. Der Kern ist aber einst ernste Wissenschaft gewesen: alles irdische Sein und Geschehen entspricht einem himmlischen Sein und Geschehen; alle Teilerscheinungen, vom Größten bis zum Kleinsten, sind Spiegelbilder des Ganzen und Spiegelbilder voneinander. Mit den Erscheinungen des Kreislaufes am Himmel laufen die Erscheinungen des irdischen Naturlebens parallel. Der Kalender spiegelt die himmlische Zeit wieder, die Geographie spiegelt den himmlischen Raum wieder. Alfred Jeremias und Hugo Windler haben diese fernen Gebiete durchforscht und damit die eigentlichen Grundlagen der altorientalischen Geisteskultur ans Licht gebracht... Ist weiter nicht zum großen Teil die ganze Wissenschaft der vergleichenden Religionsgeschichte, die Geschichte der Riten und Liturgien, der Dogmenentwicklung, der Legendenbildungen, Mysterien und Superstitionen eine Geschichte der Wiederholungen? Trinität und Parusie, „der Mann der Schmerzen“ und die „Boten Gottes“, Präexistenz und Unsterblichkeit, Sakrament und das In-Gemeinschaft-Treten mit der Gottheit, die Opfermahlzeit und die durch Speise und Trank hergestellte geistliche Gemeinschaft haben sich immer und immer wieder im Laufe der Jahrtausende auf der Erde wiederholt, ganz so wie historische Epochen

oder Typen des Schrifttums wiederkehren. Der Analogien in der Völkergeschichte sind unzählige, das geschichtlich geübte Auge erblickt Entwicklungsstufen, die in allen einzelnen nationalen Kulturgeschichten zu finden sind. Es sieht weit abgelegene, uns scheinbar wesensfremde Kulturen mit gewissen Entwicklungsstufen der europäischen Geschichte in Parallele und stellt „Wiederholungen“ des sozialen und geistigen Zustandes fest.

So wie der Gedanke der Apokatastasis oder „Wiederherstellung“ stets aufs neue von Menschen gedacht wurde, so ist ja selbst wieder Serialität, Multiplizität und Periodik im Wesen ihr eng verwandt. Und wie alt ist doch diese Idee! Die „Wiederbringung aller Dinge“ — der Ausdruck stammt übrigens aus der Apostelgeschichte (3, 21) — war freilich zuerst mystisch-religiös gemeint, sie ist die Wiedererrettung und Befeligung alles Verlorenen und Verdammten bei gleichzeitiger Herstellung der vollen Gottesordnung am Ende der Tage. Aber diese Idee lebt auch schon in der Astronomie und Geophysik der Antike: der Eintritt gigantischer, das Antlitz der Erde umgestaltender Übersflutungen ist an periodisch wiederkehrende astronomische Erscheinungen geknüpft. Dabei vertreten diese Naturforscher den Grundsatz, es gäbe eine „Wiederherstellung“, die in einem gesetzmäßigen Wechsel in der Verteilung des festen und flüssigen Elements auf der Erde bestehe, der durch mehrere Phasen hindurch wieder zu dem früheren Zustand führt. . . Und ist es anders mit den immer wiederkehrenden Elementargedanken der Menschheit, wie sie in den Sagen und Märschen von der großen Flut, in der gesamten Lehre von den vier Elementen u. a. auf der ganzen Erde in verschiedenen Epochen als selbständige Völkergedanken ganz unbeeinflusst voneinander auftreten? Oder wie Virchow einmal gesagt hat: „Der menschliche Geist erfindet an verschiedenen Orten dasselbe und an demselben Orte verschiedenes.“ Der gleichen Gestaltung des Menschengeschlechtes entsprach die Gleichheit der frühesten Lastversuche beschauenden und zusammenfassenden Denkens.

Jede Wiederholung ist nur eine Etappe zur Ewigkeit. Die Wiederkehr der Gleichen ist im Kernhaften kein Traum, so mythologisch der Gedanke klingt und so romantisch ihn Dichter und Mythenschreiber ausgesprochen haben, Nießsche und seine bis tief in die Antike zurückreichenden Vorgänger auf diesen seltsamen und abgesehenen Denkwegen spürten das Wesentliche von dem, was in der Welt so schnell wechselt und sich verändert: „die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!“ Die Erde fängt ihr Theaterstück jedesmal nach dem fünften Akt wieder an, und jedesmal ist die neue Welt mit der alten identisch. Diesen Kreislauf des Menschentums und der Welt hat Nießsches tragisches Denken, nach mehrmaligem, vorübergehendem Lasten und Suchen, zu Rausch und Verzückung emporgesteigert. Wenn man ihm auch in vielen Gedankengängen

nicht folgen kann — auch das „Gesetz der Serie“ vermag nicht immer, allerdings in Raum und Zeit gebannte Phantasie, zu überreden — sie sind aber doch die Voraussetzung seines Begriffes von Entwicklung, das Sinngebende mitten in allen wechselnden Formen und Gestaltungen. Man kann sich Unendlichkeit nur als periodische Wiederholung vorstellen. Immer wird es wiederkehren, immer steigen, immer sinken, sich verbütern, sich verklären. Es gibt in diesem Sinne eine ewige Wiederkehr der historischen Zyklen. Die Welt trägt in allen Stadien ihrer Vollenbung das Siegel der Ewigkeit. In der mittelalterlichen Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts fand diese Lehre ihren großen Verkünder: Siger von Brabant! Der Mensch stirbt, die Menschheit aber ist unsterblich. In jeder Einzelseele lebt die Gesamtheit der Gattung als etwas Immaterielles, das sich ewig wiederholt, und es gibt keinen Anfang oder ein Ende im Leben des seelischen Geschehens. Wo Früher oder Später aufgehoben sind, da ist Ewigkeit. In ihr ist alles zugleich und ganz. Denn in ihr leben und weben und sind wir. Sie ist das Maß der Substanz, die in Bewegung ist und der gleichzeitige volle Besitz unbegrenzten Lebens.

Robert Hohlbaum

Von Erik Krünes (Wien)

Das Werk eines Dichters? Es stellt ein Wortesonglomerat vor die lesenden Augen; und, wenn dieses vorgegeben Wirkliche auf eine historische Grundlage zurückgeht, so laufen Phantasie und Romantik wetteifernd vorüber. Man kann sagen, daß die unglückselige Leidenschaft der Deutschen, jene geschichtsphilosophische Betrachtung aller Dinge im Erdenrund, auch die romantische Schule ihrer Erzählliteratur begünstigt hat: Zwischen die Menschen und die lebendige Welt wurde das Bild der Vergangenheit gezaubert, vergessenes Geschehen zu neuplastischer Form gehoben, Männer der Geschichte erwachten als Romanhelden. — Es läßt sich für und wider diese Technik sprechen. Der Ästhetiker mag den Vorwurf erheben, daß dieses „Historisch werden“ auf ein Stoden oder Nachlassen der schöpferischen Stärke deute, und meint damit, der Romantischen Phantasie sei zu schwach, um ohne Hintergrund zu geheißen, um im Wesenlosen bestehen zu können. Der strenggläubige Historiker aber wird sagen: diese Flucht ins Geschichtliche ist Notzucht an realisierter Vergangenheit. Man dürfe eine wirkliche Begebenheit nicht dichterisch ausbauen, einen historisch skizzierten Charakter nicht mit individuell gewünschten Eigenschaften verunglimpfen. Trotzdem winkt ein Ausweg: die Erfassung eines völkerpsychologisch richtigen Problems wird durch die beschreibende Romanteknik wesentlich erleichtert, seine Popularisierung durch ein erzähltes Szenarium, sein Verständnis durch eine erläuternde Handlung nur gefördert. Und ein Zeuge spricht für die Romantikerschule.

Dem historischen Dichter der Gegenwart ist die letzte Vergangenheit zu jung, die Aktualität seiner Sujets führt mindestens fünfzig Jahre zurück. Das brachte Walter Bloem auf die Schilderung des Sedanjahres, das gab dem Österreicher Robert Hohlbäum die Ereignisse vor und nach der königgräzher Schlacht zum Stoff für seine Romane. Schwelgt Bloem in der Erinnerung einer siegreichen Zeit, das Elsassproblem in deutschem Sinne zu Ende träumend, so steht Hohlbäum mit den Gedanken einer deutsch-österreichischen Zukunft vor logisch und historisch unergründbaren Ungewissheiten. (Er stand, wäre nach den letzten Ereignissen der Gegenwartspolitik richtiger gesagt; aber Hohlbäum schrieb seine Romane in einer Zeit, da Österreichs Schicksal, zwischen den Möglichkeiten schaukelnd, ohne Ziel und geduldig, seiner Erfüllung harrete.) Die letzte Wahrheit nationaler Dinge war zu enthüllen!

Das Problem Hohlbäums ist das des deutschen Österreichs, jener zehn Millionen Menschen, die eine sonderbare Konstellation der politischen Gestirne aus dem großen Vaterland versprengt hatte. Nun toben die Meinungen. In dem Kompromiß mit fremden Völkern sieht der eine die Lösung des Geschichtsprozesses; in einer frischen, jeden Irredenta gefällt sich der Jugend leuchtende Zukunft. Grabe und scharfe, o Dichter, den Wahrheitsstein! Es lodt die Tendenz. Und Hohlbäum nahm sie mit beiden Händen.

Es mag unhistorisch erscheinen, die besiegte Vergangenheit nach Prüfung aller Ereignisse, die in zwischen das Weltall durchbraust haben, zu werten, und es kann gefährlich werden, eine Tendenz, deren Kraft den Räderlauf der Zukunft bestimmen möchte, literarisch zu sanktionieren. Aber, wenn die rollende Geschichte das Dichterideal weder desavouiert, viel eher durch die Folgerichtigkeit der kommenden Ereignisse bestätigt, so wird die Vorahnung ein verbrieftes Recht, vom Geschehen überholt, keiner Zukunft widersprechend. Mit solchem Glück hat Hohlbäum der Geschichte zu Gefallen geschrieben und sein tendenziöses Wollen erhielt das Siegel des Tatsächlichen. Es verkündet geläutertes Schrifttum, da die Grellheit farblos bleibt und kein lauter Ton ihre Zügel zerreißt. Denn die künstlerische Milde muß jede politische Absicht überwiegen, soll sie nicht marktschreiend das Blut der Ideen verraten. Und Hohlbäum malt behutsam, mit gehorsamen Farben, sein Bild: das Milieu erzählt, die Menschen einer Vergangenheit sprechen, der Geist überwacht diese Zeit.

Es ist ein Talent Hohlbäums, eine nie gesehene Gegenwart zu schildern, das alte Bild der Stadt, die Tracht dieser Menschen, die Gewohnheiten des „Damals“. Man fühlt sich in eine Zeit versetzt, die uns fremd dünkt und doch nicht fremd ist, weil die Gefühle, Empfindungen, die Ansichten, Überzeugungen, die Sorgen, die Hoffnungen die gleichen geblieben sind. Bloem hat wirkliche Historik in Erzählung gestaltet, Hohlbäum jedoch umgab eine er-

dauchte Handlung mit Vergangenheitsprunk. Der Baron Bivenot seines Romans „Österreicher“ z. B. ist eine Phantasiafigur; trotzdem begleiten ihn die Züge überlieferter Beamten-schablone und er wird zum Repräsentanten einer Schicht, die nach Metternich, wenn auch namenlos, in dem gequälten Habsburgerland gelebt hat. Wenn aber Bloem seinen Bismard poltern läßt, so führt er Quellen ins Treffen, die seine Schriftidee bezeugen; Hohlbäum läßt wiederum den alten Grillparzer erscheinen, der sich so bewegen darf, wie es dem Dichter gerade gefällt. Von diesen zwei Möglichkeiten ist Bloems Methode historischer, Hohlbäums Gewohnheit romantischer; richtig jedoch ist keine. Nur, um den Spielraum dichterischer Erzählungsphantasie nicht zu verkürzen, möge die dispositionsgenaue Zerlegung dieser Thesen unterbleiben.

Hohlbäums literarisches Schaffen reicht wenige Jahre zurück. Sein Erstlingsbuch ist der Novellenfranz „Der ewige Lenzkampf“¹⁾. Die magere Rahmenhandlung schildert das Ringen der prager Studenten um ihr bedrängtes Deutschtum. Wilde Kontraste bringt sein Roman „Österreicher“²⁾. Dem „kleindeutschen“ Vater steht der „großdeutsch“ gesinnte Junge gegenüber, mit ihren Seelen streiten Ansicht und Überzeugung und, wenn dieser stille und laute Kampf auch endet, ohne daß der Autor eine Entscheidung herbeiruft, so neigen sich die Sympathien doch vor der sturmberedten Jugend, die ihr Ideal im Beamtenstaub und Nationalitätenkompromiß der alten Habsburgermonarchie verstanden muß. Hohlbäums letztes Werk schließlich, „Das Vorspiel“³⁾, ein Roman aus dem Jahre 1859, ist ein nach derselben Tendenz orientierter Auftakt zu den vorher erwähnten Geschichtnissen der Zeit um 1866. Der Vollständigkeit halber sei auch die Sammlung „Deutsche Gedichte“⁴⁾ hier aufgezählt, obwohl von dem Nyrtter Hohlbäum dabei nicht gesprochen werden soll.

Es wäre verfrüht, über das literarische Arbeiten eines Dichters, dessen Kraft noch keine Spur von Verkalkung aufzeigt, ein kritisches Schlußurteil zu fällen. Es sollte hier lediglich von der in Österreich singulären Erscheinung des historischen Romantikers die Rede sein. Daß Hohlbäum ein Talent ist, liegt über jedem Zweifel; seine Bücher dienen einem nationalen Problem. Und wenn für die Bedeutung seiner Eigenart ein Beispiel angeführt werden soll, so deckt sich des Österreicher Dichterwesens mit dem des Deutschen Bloem. Beide vertreten Idee und Geschichte, im Roman vermählt, beide befeelt die Liebe eines Gedankens. Den Kampf der Völker, das Problem der Seele eines Landes, kann nur ein Dichtertraum über den Alltag erheben.

¹⁾ „Der ewige Lenzkampf.“ Ein Studentenbuch aus alter und neuer Zeit. Von Robert Hohlbäum. Leipzig, Xenien-Verlag. 233 S. M. 4.—.

²⁾ „Österreicher.“ Ein Roman aus dem Jahre 1866. Von Robert Hohlbäum. Leipzig, L. Staadmann. M. 5.—.

³⁾ „Das Vorspiel.“ Ein Roman aus Österreich. Von Robert Hohlbäum. Leipzig, L. Staadmann. 268 S. M. 4.50.

⁴⁾ „Deutsche Gedichte.“ Ein Zyklus. Von Robert Hohlbäum. Leipzig, L. Staadmann. M. 1.—.

Neues über Verhaeren

Von M. Esch (Luxemburg)

Es wird hoffentlich wieder bald möglich sein, über gewisse Dinge und Menschen zu reden, ohne Haß zu schüren und Leidenschaften aufzupeitschen, die nur zu lange das geistige Leben getrübt und zum Teil unmöglich gemacht. Was geschehen, ist geschehen. Von den trüben Tagen nicht zu reden, denen wir noch entgegensehen: es wird Mühe kosten, über das Unauslöschliche, das unsagbar Tragische hinwegzukommen. Es gehört schon ein heroischer, fast kindischer Glaube dazu, zu hoffen, es ließe sich so bald vergessen und vergeben.

Ein Mann fehlt uns nun, der zweifellos bald den Blick auf die höheren Ziele der Menschheit wiedergefunden hätte: Emile Verhaeren. Es war grotesk, wenn auch damals erklärlich, wenn Deutsche ihm vorwarfen, die „Ailes Rouges de la Guerre“ und die „Belgique sanglante“ geschrieben zu haben. Wer ihn kannte, wer seine Werke gelesen, der wußte, mit welcher glühender Liebe der große Welt- und Menschheitsdichter zugleich seine Heimat umfaßte. Nach dem, was Belgien angetan wurde, konnte diesem Herzen, das leidenschaftlich nach Gerechtigkeit schrie, nichts anderes als Haß und Fluch entstöhnen. Das hat man mittlerweile auch in Deutschland eingesehen. „Man“, das heißt die Wissenden. Die andern werden es später verstehen.

Unterdessen weilen die Freunde von hüben und drüben in Gedanken bei dem großen Toten. Wieder und wieder stellen sie die Frage an das Schicksal, weshalb damals das Grausige im Bahnhof zu Rouen geschehen mußte. Und suchen nun aus der Erinnerung sein Bild festzuhalten, tragen pietätvoll Zug um Zug zusammen.

Wie schon Otto Grautoff im *VE* kurz erwähnt, hat einer der französischen Freunde, André M. de Poncheville, der jetzt in Boulogne sur Mer lebt, als erster die Pilgerfahrt nach Roisin unternommen¹⁾, wo Verhaeren in einem einfachen Landhaus, das zu einem Bauerngut gehörte, alljährlich glückliche Herbsttage verbrachte. In der seligen Abgeschlossenheit dieses Ardennentals entstanden die „Heures claires“, „Heures d'après-midi“, „Heures du soir“, die in der tumultuarischen Dichtung Verhaerens wie Ruhealtäre wundersam dastehen. Die Musen sind aus der stillen Klausel geflohen. Von all dem heimlichen Glück, das hier geblüht, ist nichts übrig als ein Haufen Trümmer. Der Besucher sucht vergebens im Schutt: die armen Reliquien, die er hervorzieht, ein Stück Papier oder ein Fehzen Tuch, sind des Suchens nicht wert. Von der wertvollen Bibliothek, von den dort ruhenden Manuskripten, von den Bildern keine Spur mehr. Todesstille. Aus der schweigenden Ode schreitet

André M. de Poncheville tief erschüttert durch den grauen Wintertag gegen Valenciennes zu. —

*

Während de Poncheville außer einigen belanglosen, wenn auch in ihrer Einfachheit rührenden Zeugnissen von Landleuten der Umgegend nichts Neues über den Dichter anführt, bieten hingegen des Neuen manches zwei Bücher über Verhaeren, die 1917 gedruckt, aber erst vor kurzem weiteren Kreisen zugänglich wurden. Das eine, von dem bekannten belgischen Dichter aus der Generation des Symbolismus, Albert Model²⁾; das andere von Stefan Zweig³⁾. Beide sind, jedes in seiner Art, abschließende und sich — aber nur teilweise — ergänzende Bücher. In ihrer Art sind sie ganz verschieden. Model gibt eine umfassende literarische Studie, in die das Biographische geschickt hineingewoben ist; Zweigs Erinnerungen, in nur hundert handschriftlich nummerierten Exemplaren vornehmster Ausstattung für Freunde gedruckt, sind ein ergreifendes In Memoriam. Sie wurden niedergeschrieben in den Tagen, da von fern und nah, über das Meer und aus den tiefen Massen der hassenden Völker die Klage um den Toten kam. Ich weiß nicht, ob Zweig noch einmal den Mut finden wird, nach diesem Abschied seine Studien über Verhaeren wieder aufzunehmen. Sein großes Buch aus dem Insel-Verlag, das wohl für immer das Buch über Verhaeren bleiben wird, bedürfte einer Fortsetzung in der Richtung der rhythmischen und sprachlichen Untersuchung. Aber es gibt Studien, die wehe tun.

„Ein dunkler Tag, ich weiß ihn noch und werde ihn nie vergessen. Ich nahm die Briefe, die vielen hervor, um sie zu lesen und allein zu sein mit ihnen, um abzuschließen, was nun abgeschlossen war, denn ich wußte: nun kommt keiner mehr. Und doch, ich vermochte es nicht, etwas in mir weigerte sich noch, Abschied zu nehmen von Einem, der in mir lebt als blutgewordenes Beispiel meiner Existenz, meines irdischen Glaubens. Und je mehr ich mir sagte, daß er tot sei, um so mehr fühlte ich, wie viel von ihm noch in mir atmet und lebt, und selbst diese Worte, die ich schreibe, um von ihm Abschied zu nehmen für immer, haben mir ihn selbst wieder lebendig gemacht. Denn nur die Erkenntnis großen Verlustes weißt erst des Vergänglichen wahren Besitz. Und nur die unvergeßlichen Toten sind uns ganz lebendig.“

So schließen die „Erinnerungen“.

In diesem Ton ist das ganze Buch geschrieben. In jeder Zeile zittert Wehmut um den Verlorenen. Zwanglos reihen sich Bilder an Bilder, Tage und Stunden aus dem köstlichen Beisammensein in Paris, Saint-Cloud, in Brüssel, im Caillou qui bique. Wie es aus Pietät und Trauer unwiderstehlich in die Feder geflossen, so will auch dieses reine, fast leuchtende Buch gelesen sein. Von denen, die über ihn geschrieben, hat Zweig Verhaeren am tiefsten erfasst und verstanden. Neu sind einzelne anekdotische Züge.

¹⁾ Un poète de l'énergie: Emile Verhaeren, L'œuvre et l'homme. Paris, Renaissance du Livre. 195 S. Fr. 2,50.

²⁾ Erinnerungen an Emile Verhaeren. Privatbrud. Wien, Christoph Reissers Söhne. 91 S.

³⁾ Les Ruines de la Maison de Verhaeren. Mercure de France I—IV—19. 10 S.

Das meiste wußten wir. Aber der Wert dieser Schrift liegt vor allem im Persönlichen, in dem Leiden, Zarten, das nicht mehr biographisch erzählend ist, sondern intimstes Erleben.

Weshalb Zweig damals geschwiegen und erst dieses Jahr seine „Erinnerungen“ herausgibt, sagt er in feiner Weise. In dem Qualm von Haß und plumpen Schmähungen, „in einer Welt von Gedrückten und Geknechteten“ zog er es vor, mit verbissenen Zähnen zu schweigen. Ich zitiere noch diese ehrlichen Worte aus den letzten Seiten:

„Nie hat mich und nie wird mich jemand dazu vermögen, den Richter oder den Tadeln zu spielen über Einen, der mir Meister war und dessen Schmerz ich selbst in seinem wildesten und widerwärtigsten Ausbruch als einen gerechten und aufrichtigen verehren mußte.“

Ganz anders ist Models Buch. Weit ausholend, und bei aller Verehrung für den Dichter und den Freund, wie es sich für eine literarische Studie ziemt: kühl abwägend. Das Buch eines Lateiners; mit weniger genialem Einfühlungsvermögen als Zweig, aber kritischer in bezug auf Sprache und poetische Technik. Es ist in diesem Sinne eine vorzügliche Ergänzung zu dem grundlegenden Werk des Wieners. Während Zweigs Angaben über die Jugend Verhaerens naturgemäß etwas dürftig sind, weiß Model viele interessante Einzelheiten nachzutragen. Er verfolgt, als einer, der sie z. T. miterlebt, Verhaerens Entwicklung von der poesiereichen Jugend, von den Studentenjahren, wo er ein wilder Junge war, bis in die Jahre des Ruhmes und des beginnenden Alters. Er zeichnet lebendig den wilden Gesellen, der bei allen Freuden des Daseins nach Flamenart kräftig zupackte. Seltsam genug ist, daß Verhaeren, der offenbar am stärksten von Hugo rhetorisch beeinflusst ist, ausgerechnet von — Lamar-tine ausgegangen ist; auch, daß von einer Jugendliebe in seinen Werken keine deutliche Spur zu finden ist. Auch über den so bezeichnenden Verkehr mit Malern, den Verhaeren, selbst Kunstkritiker, mit Vorliebe sein Leben lang pflegte, gibt Model wertvolle Aufschlüsse; ebenso über die Anfänge der neueren literarischen Bewegung in Belgien. Interessante Exkurse sind auch die folgenden: über den Sinn des Wortes poète paroxiste, das Model vor Jahren geprägt; über den literarischen Charakter der wallonischen Schriftsteller, die vom Dekadentismus nach Baudelaire frei sind; über Symbol und Allegorie in der Lyrik, eine Streitfrage, mit der die Symbolisten sich zurzeit viel auseinandergesetzt haben.

Höchst wertvoll ist — sogar nach Zweigs Studie — auch das Kapitel über die dunklen Jahre psychischer und seelischer Krise, deren erschütternden Abschlag wir in der Trilogie der „Soirs“ usw. besitzen, von der Zweig mit Recht gesagt hat, sie sei als Dokument von unerhörtem Wert. Model führt den Übergang vom Egoismus zur Hingabe an die Menschheit mehr ins Einzelne aus, als es Zweig getan. Mit der

Liebe zu der edlen Frau, die groß und einfach in sein Leben trat und in diskreter Zurückgezogenheit ihm das heimliche Glück treu bereitete, geht die Wandlung in Verhaerens Weltanschauung gleichen Schritt. Wie er dann vom Sozialismus, dem er, ohne Politiker zu sein, im Herzen treu blieb, zum neuen kosmischen Gefühl aufstieg, und wie er das Epos des modernen Lebens schuf, weist Model an der Hand von zahllosen gut gewählten Zitaten nach. Er erinnert mit Recht daran, daß Verhaeren nicht, wie gemeinhin wiederholt wird, die „neue“ Schönheit des Maschinenzeitalters entdeckte, was Zola und die Maler vor ihm getan, sondern sie lyrisch gemerkt hat. Model weist nach, daß Zweig zu viel gesagt, wenn er behauptete, Verhaeren sei der Gründer einer neuen Philosophie geworden.

Model ist begeistert von den wundervollen Versen der „Heures“, den stillen Büchern aus dem Garten der Liebe. Die „Aubes“, das revolutionäre Drama, bewertet er schlankweg als politisch-sozialistische Deklamation. Sehr begeistert spricht auch der belgische Kritiker von Verhaerens patriotischer Lyrik: Dieser Blame mit rein französischer Bildung hatte ein tiefes Rasseempfinden. (Siehe bes. „Toute la Flandre“.)

Das Kapitel über den Haß und die demselben entstammende Kriegshyrie ist mächtig in der Form, sicher und würdig in der Beurteilung. Der Haß Verhaerens war aus tiefstem Seelenschmerz geboren. Man weiß, und Zweigs „Erinnerungen“ weisen es nach, wie tief er selbst darunter litt. Das Schlusskapitel: L'Homme et l'Oeuvre gibt die psychologische Zusammenfassung und die literarische Einstellung.

Der kritische Geist Models zeigt sich auch in der ehrlichen Feststellung, daß die Versbücher aus der Kriegszeit bei weitem nicht zu dem Besten gehören, was Verhaeren geschaffen; sowie an zahlreichen Stellen, wo er an Verhaerens Sprachkünsten und Prosaismen schonungslos Kritik übt. Dem Buch ist eine gute Bibliographie von Verhaerens Werken angefügt. Für die Literatur über Verhaeren begnügt sich Model mit dem Hinweis auf die bibliographischen Angaben in den bekannten Monographien, in van Berer und Léautauds „Poètes d'aujourd'hui“, in A. Heumanns „Choix de Poèmes“ („Mercure de France“, 1917), sowie auf die von Maurice Gauthiez vorbereitete Sammlung der über Verhaeren seit seinem Tode erschienenen Arbeiten. Ob letztere Sammlung seither veröffentlicht wurde, ist mir unbekannt. Vollständige Angaben über alles, was von Verhaeren selbst während des Krieges erschien und über den Gedichtband, den er vorbereitet hatte, finden sich bei Model in nota.

Weltanschauung und Persönlichkeit

Von Paul Feldteller, Schönwalde (Mark)

Geistesprobleme und Lebensfragen. Ausgewählte Abschnitte aus den Werken Rudolf Eudens. Hrsg. und eingeleitet von Prof. Dr. Otto Braun. Philipp Reclam jr. W. 1,50.
 Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchung zu Religion, Kunst und Philosophie. Von Müller-Freienfels. Leipzig 1919, B. G. Teubner. W. 6.—
 Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel. Von Georg Simmel. Berlin 1918, Dunder & Humblot. W. 7,50.

Es ist nicht zufällig, daß das kapitalistische Industriezeitalter mit seiner bescheidenen Produktion von Weltanschauungsideen auch an Persönlichkeiten arm gewesen ist. Zwar mag es manchem paradox erscheinen, daß es (nach unserer Meinung) der Mangel an Wirklichkeitsinn sei, welcher jenes Zeitalter auszeichnet, und daß dementprechend die Persönlichkeit im Prinzip der fälschenden Subjektivität abhold sein soll. Denn als der ausgeprägtere Organismus wird auch die Persönlichkeit in kräftigerem Maße Welt und Leben auf ihr Zentrum beziehen und in Gefahr kommen, beides zu verfälschen. Und doch besteht der Maßstab des Persönlichkeitsgrades in nichts anderem als in der Stärke des Realitätshungers, den sie empfindet, in der Kraft der Selbstbehauptung gegenüber den zum Selbstbetrug verführenden Scharlatanerien des Lebens, kurz, in einem Selbstbewußtsein höherer Art, das sich von den biologischen Mächten nicht düpiieren läßt. Denn Objektivität und Realität sind aristokratisches Besitztum und ohne Innerlichkeit und Tiefe nicht zu erreichen.

So betrachtet, ist die unmetaphysische und damit irreligiöse Gesinnung der letzten siebenzig Jahre auch heute noch nicht überwunden. Zweierlei ist es, ohne welches positive Metaphysik und Religion nicht gedacht werden können: die Abisoltheit der eigenen Geltung und der Realitätscharakter des Inhalts, des Anspruchs, für unverbrüchlich wahr gehalten zu werden. An beiden hat die jüngste Vergangenheit gerüttelt, sie als Mittelalterei vertekert. Die pragmatistische Philosophie gar hat aus ihrer irreligiösen Haltung ein System gemacht. Nicht nur daß man jeden beherrschenden Einfluß der Religion auf das Leben ablehnt — vielmehr umgekehrt verfährt — und das Göttliche erst dort anfangen läßt, wo das Weltliche aufhört (und dieses hört für manchen nirgends auf): sondern vor allem in der Zurückdrängung oder gar Abweisung der Wahrheitsfrage kommt die preußisch-amerikanische Preisfestsetzung nach dem Nutzeffekt, dem Lebenswert, kurz, nach der Leistung zum Ausdruck. Das kluge System der Psychotechnik, des „scientific management“ wird zur wilden Groteske, wo es sich auf das Innerlichste des Menschen ausdehnt und zur Ingenieurkunst des Gemütslebens ausartet.

Rudolf Eudens Weltanschauung, die in der von Professor Otto Braun zusammengestellten und eingeleiteten Auswahl aus den Werken des Philosophen zu uns spricht, erhebt sich hoch über jene kaltblütige und geschäftstüchtige Autotherapie. Sein Kampf gegen die das Geistesleben verfälschenden Mächte des Kapitalismus und Sozialismus, gegen Massenkultur, Gleichmacherei und Staatskirchentum bleibt ihm unvergessen. Aber auch sein von den geistesfremden Idealen einer Niedergangszeit beeinflusster politischer Sinn kann, indem er der Inner-

lichkeit das Wort redet, doch dem unheilvollen Pragmatismus, und wenn es auch nur ein „spiritueller“ ist, den Tribut nicht weigern. Das Resultat ist der „Harmonismus“, eine Art Taubheit gegen die schreienden Dissonanzen des Lebens: der Geistigkeit und der Lebensnotdurft, des Christentums und der politischen Notwendigkeiten, der persönlichen wie religiös-ethischen Liebesbeziehungen und des Erwerbsgeistes des Deutschlands von 1800 und des von 1900. Auch Eudens Pragmatismus drückt sich um die Wahrheitsfrage, die Kern- und Kardinalfrage aller Religion herum. Und diese Schwächen erscheinen nun noch vergrößert durch das Ungeschick des Herausgebers, der durch die getroffene Auswahl wie aber auch besonders durch die Einleitung den kulturpolitischen Feuilletonismus Eudens, also gerade das Schwache und schon heute Veraltete, unterstreicht und von der religionsphilosophisch besten, ja vielleicht der bedeutendsten Schrift Eudens, dem „Wahrheitsgehalt der Religion“ überhaupt keine Probe gibt. Denn wenn irgendeine, so macht diese Schrift Eudens ihn unsterblich, während wir über seine philosophische Kriegsapologetik, die uns zum Schweigen verdammt Pazifisten so schmerzlich enttäuschte, den Mantel der christlichen Liebe spannen wollen. Wir glauben es dem verehrungswürdigen Religionsphilosophen schuldig zu sein, wenn wir im Gegensatz zum Herausgeber ihn nicht mit den Vertretern des billigen Idealismus (Scheler, S. Scholz) in eine Linie stellen.

Auch bei Georg Simmel, dem nun verstorbenen Straßburger Philosophen, dessen vier metaphysische Kapitel („Die Transzendenz des Lebens“, „Die Wendung zur Idee“, „Tod und Unsterblichkeit“, „Das individuelle Gesetz“) enthaltende „Lebensanschauung“ uns vorliegt, tritt die Wahrheitsfrage in den Hintergrund. Aber bei der blendenden Gedankenfülle dieses bei weitem mehr ästhetisch orientierten Denkers, dem man eine ausgesprochene Absicht, „die Menschen zu bessern und zu bekehren“, kaum zutraut, wirkt das nicht störend. Die Eleganz seiner Gedankenführung, die Virtuosität seines Ideenzaubers sind ein Genuß und damit wertvoll an sich. Seine Stärke liegt in der plastischen Herausarbeitung des tieferen Sinnes und Meinens unserer Begriffe, Ideen, Ideale, Postulate, Sehnsüchte, der letzten Konsequenzen unseres Denkens und Fühlens, kurz der architektonischen Beziehungen unserer gesamten subjektiven Geistigkeit. Bei dem Positivismus des Verfassers, der die geistigen Bedürfnisse unserer Seele, wie sie in Religion, Moral, Kunst usw. zum Ausdruck kommen, als schlechtweg gegeben und unvermeidlich hinnimmt, verliert die Wahrheitsfrage ihre Strenge. Das Leben selbst, aber nicht die angebliche Wahrheit oder Unwahrheit seiner Äußerungen, ist das Problem. Da es selbst absoluter Wertmaßstab ist, verliert auch die Frage nach seinem Wert oder Unwert ihren Sinn. Genug, es ist und trägt seine Dialektik in sich, die kein Denken meistern und ausschöpfen kann, „zugleich fest und variabel, geprägt und sich entwickelnd, geformt und formdurchbrechend, beharrend und weiter-eilend, gebunden und frei, in der Subjektivität freisend und objektiv über den Dingen und über sich selbst stehend“. Am Unsterblichkeitsproblem interessiert unsere Philosophen nicht das zweigeteilt metaphysische, sondern die Stellung des individuellen

Lebens zum Tod. Beide sind keine Gegensätze, sondern fordern einander: der Tod gehört zum Apriori des Lebens, das wie alles Organische begrenzt sein muß. Unsterblichkeit kann daher niemals „ewiges Leben“ sein. Ihr Sinn kann nur in einer anderen Existenzart als der des Lebens liegen. Das „individuelle Gesetz“ zeigt die positivistische Gebundenheit des Verfassers am deutlichsten. Denn wo über das Gegebene, das „Leben“, nicht in dem Sinne einer absoluten Neuschöpfung, sondern der bloßen Konsequenzen aus den Grundverhältnissen, in denen sich die Seele vorfindet: den staatlichen, moralischen, religiösen usw., philosophiert wird, da kann es zu einer eigentlichen Ethik nicht kommen. Das „Sollen“ wird zu einer Kategorie des gesamten Lebens selbst, statt wie bei unseren großen klassischen Denkern zu jenem großen Fragezeichen, das aus einer dem Leben autonom und feindlich gegenüberstehenden Innerlichkeit an dieses seine Forderungen stellt. Man mag den Dualismus für die theoretische Weltanschauung ablehnen, aber ein positivistisches Sollen, ein Monismus der Ethik ist ein Widerspruch in sich.

An Simmel ist es die reiche Persönlichkeit, die uns fesselt, weil die Fülle ihrer Intentionen sich in keines der konventionellen Begriffsnetze einfangen lassen will. Die Abstraktheit der Weltanschauung leidet ganz offenbar darunter. Unser Denker vermeidet vielleicht absichtlich jede Festlegung auf metaphysische Gedankengänge, die vor seiner philosophischen Einsicht ihre unvermeidliche menschliche Bedingtheit nicht verbergen können. Ist diese relativistische Stimmung, die so überaus bezeichnend ist für eine gealterte Kultur, die sich müde gedacht hat, und die bei Simmel offenbar, bei Eucken nur für den zu spüren ist, der seine feinen und vorsichtigen Begriffe am eigenen Maßstabe einer elementaren Wirklichkeitssehnsucht zu messen vermag, — ist dieser Relativismus das letzte Wort der Philosophie oder nicht? Muß jede ausgeprägte, ja oder nein sagende Weltanschauung ein bloßes Anhängsel der jeweiligen Persönlichkeit sein? Die Antwort darauf sucht R. Müller-Freienfels in seinem Buche „Persönlichkeit und Weltanschauung“ zu geben, von dem sich ob seiner Allgemeinverständlichkeit die Leser des *LE* reichen Genuß versprechen dürfen.

Aus dem Reichtum der jeilichen Typen hebt der Verfasser als wichtigste die der Subjektiven und der Objektiven, der Statiker und Dynamiker, der Typendenker und der Pluralisten, des gesteigerten und des herabgesetzten Ichgefühls usw. heraus. Hier findet der Literaturhistoriker wie der Religions- und Kunstpsychologe reiches Material — auch Abbildungen — zur Erkenntnis des höheren Seelenlebens. Besonders wertvoll ist die ausführlichere Herleitung der Weltanschauungen Luthers, Goethes, Richard Wagners, Dürers und Kants aus einer Analyse ihrer Persönlichkeiten selbst. Verfasser versteht damit tatsächlich den „psychologischen Relativismus“, den er nicht mit dem erkenntnistheoretischen verwechseln will. Jede Weltanschauung gilt ihm nur für ihren Typus und nicht absolut. Aber damit hat auch jede ihr Recht. Jede ist nur „eine einseitige Möglichkeit“, die Welt zu sehen, neben anderen, durchaus abhängig von dem jeweiligen Persönlichkeitstypus, aber keine ist entbehrlich, weil erst alle zusammen sich ergänzen und der Persönlichkeit, die weitherzig genug ist, auch

die andern Standpunkte anzuerkennen, die Möglichkeit geben, zu einer wenn auch nicht absoluten, so doch annähernd überindividuellen Weltanschauung zu gelangen.

Man beachte, daß dies alles nicht bloß für die Kunst, sondern sogar für die Religion, selbst die Philosophie gelten soll. Auch die höchsten Geistesleistungen: eines Buddha, Platon, Christus, sollen hier von nicht ausgenommen sein. Aber damit ist der psychologische Relativismus bereits überschritten und sind Konsequenzen für die Möglichkeit metaphysischer Erkenntnis gezogen. Subjektivität ist nicht Relativität und läßt immer noch die Alternative: Oberflächlichkeit — Tiefe übrig. Wahrhaftigkeit und Objektivität, Persönlichkeit und Wahrheit gehören zusammen. Doch auch psychologisch bedeutet die Zumutung des Verzichts auf absoluten Geltungsanspruch eine Verkenning aller nicht intellektualistisch verbildeten Religion. Die heiße Leidenschaft zur absoluten Erkenntnis, den Hunger nach Realität (in Kants Sprache „Verliebtheit in die Metaphysik“) könnte der Verfasser gerade an dem gar zu spießbürgerlich gezeichneten königsberger Philosophen studieren. Verzicht auf Absolutheit ist Verzicht auf Religion und Metaphysik überhaupt. Die Lebensanschauungen der Völker sind biologisch bedingt, aber in den wenigen Großen setzt sich aller Naturgrundlage zum Trotz die eine Intention auf das zinnerst Geistige durch, die unbeschadet der verschiedenartigen Äußerungen ihrem spirituellen Gehalt nach in Buddha wie Meister Eckhart die gleiche ist. Die Möglichkeit absoluter Geltung, auf die mindestens keine Religion und keine Metaphysik, die diesen Namen verdient, verzichten kann, ist durch keinen Pragmatismus oder Relativismus wiederlegt. Nur muß man sie nicht beim Durchschnitt und niemals im Buchstaben des Denktexzes, sondern in der dahinter stehenden und dem Menschen faum oder gar nicht zu begrifflichem Bewußtsein kommenden Intention suchen.

Echo der Bühnen

Leipzig

„Im dritten Jahr.“ Drei Aufzüge von Otto Flake.
(Uraufführung im Alten Theater am 19. September.)

Otto Flake, als Erzähler und Künstler zu berechtigtem Ansehen gelangt, wendet sich mit den beiden Stücken „Abenteurerin“ und „Im dritten Jahr“ (Berlin, S. Fischer) dem Drama zu. Das zweite, vielleicht weniger wirksame und heute, im fünften Jahr, schon beinahe veraltete, hat bei der Aufführung die Fähigkeit des Dichters, auch auf diesem Felde Wertvolles zu geben, voll erwiesen, mag auch gegen Stoffwahl und Behandlung im einzelnen so manches einzuwenden sein.

Die Frau des fernen Hauptmanns gibt sich dem Manne ihrer Schwester für eine Nacht. Nicht der unerträgliche Besitzung der Kriegsgattin treibt sie in seine Arme; Enttäuschung durch den Pflichtmenschen, Drang nach Befreiung treiben stärker als die Sinne. Der zu kurzem Urlaub Zurückgekehrte gewinnt die Verlorene in einer Scene voll kluger, fast französisch anmutender Kasuistik zurück, einer Scene, die den drei Akten (in der Buchform vier) doch nicht genug Gewicht zu verleihen vermag, obwohl sie in Führung und innerer Kraft über das

Durchschnittskönnen heutiger Bühnenkunst hinausragt. Denn das Nebenwerk, das als Vor- und Ausklang und als begleitende Musik den starken Mittelsatz ergänzt, entbehrt allzusehr der Eigenwerte. Daß die verrätene Schwester Rache heischt und einen Augenblick daran denkt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, daß eine milde Mutter zwischen den Töchtern und deren Gatten als Chorus über die Bühne wandelt, verleiht dem Drama nur die zur notdürftigen Erfüllung des üblichen Zeitraums nötige Dimension.

Auch dieses Längenmaß wäre nicht erreicht, wenn nicht die Menschen flates ihr Sein in wuchtigen, durch neue Prägung zu langsamem Tempo zwingenden Worten vor uns ausbreiteten. Die neue Ausdruckskunst verachtet die Anekdote, das äußere Geschehen der Bühne und will in eignen Tönen nur die Laute der Seelen zum Erklingen gelangen lassen. Aber die Schauspieler kommen so um ihr gutes Recht, vom Dichter vorgezeichnete Linien mit eignen Farben zu beleben; sie werden zu Sprechern, die von Dingen ihrer Innerlichkeit dem Hörer künden. Es ist in einem solchen Drama, als redeten alle aneinander vorbei und vernähmen nur ferne, zufällig an ihr Ohr schlagende Klänge aus den Worten der anderen.

Damit die aus diesen Worten aufsteigende Stimmungswelle die vor der Bühne Laußenden mit der gewünschten, der Bühnenwirkung nötigen Stärke ergreife, bedarf es mehr als früher äußerer Behelfe, so vorzüglich diese Kunst auf sie hinabblüht. Shakespears, Molières, Schiller kann man heute wie immer zur Not in jeder Scheune spielen, und das gleiche gilt noch für die „Jugend“ oder „Rose Bernd“. Aber die Dramen dieser Neuesten wären verloren, wenn sie ohne den stimmenden Rahmen, ohne die Rünste des modernen Beleuchtungsapparats, ohne den Aufwand vieler Proben hervortreten müßten. Sie wollen nur das Innerliche aufklingen lassen; aber sie können die verachteten Künste der alten Dramatiker weit weniger als diese entbehren.

Und ferner: wie steht es um den Eindruck, den gebildete, gutwillige Zuschauer von solchen, dem Willen der Dichter gemäßen Aufführungen empfangen? Das sogleich fühlbare Streben in die Tiefe des Menschlichen, die würdige Haltung, der Abstand vom Alltag, auch die Neuheit der Eindrücke und das energische Eintreten des größten Teils der Presse für die Dichterjugend von heute, — alles das schafft eine durchaus günstige Prädisposition, eine weit günstigere, als sie z. B. der Naturalismus in den Jahren seiner Blüte für seine Bühnenwerke vorfand. Und doch ist die Intensität der Wirkung wesentlich geringer. Es kommt nicht mehr zu leidenschaftlichen Kämpfen; die Mehrzahl verhält sich still und, wenn nicht alle Zeichen trügen, innerlich ablehnend; die kleine Schar der Kunstgenossen und der Um-jeden-Preis-Modernen spendet lauten Beifall, die noch immer nicht vereinzelt Rationalisten widersprechen ebenso entschieden. Die Kritik fühlt die moralische Pflicht, für das schwer Verständliche, das Strebende einzutreten, auch dem guten Willen der Bühnenleiter Anerkennung zu gewähren. Diese wiederum sehen sich durch ihre Kollegen, durch das Verlangen nach „Aufführungen“ (darüber wäre auch einmal ein kräftiges Wörtlein zu sagen) gezwungen, solchen Werken, die ihnen als Theatermenschen zumeist gar nicht liegen, eine Stätte zu gewähren, und so kommt es zu dem Gesamtbilde unserer dramatischen Welt, das die Gegenwart bietet, und das, wie ich wenigstens überzeugt bin, ein durchaus unzureichendes ist, wenigstens als Abspiegelung des wirklichen Zustands von dramatischer Dichtung, Bühne, Publikum.

Diese Betrachtung, die nur die Oberfläche streifen will, schweift scheinbar von dem Stücke flates ab. Aber in Wahrheit bietet sie die Begründung für die Tatsachen, die ein Referat an dieser Stelle zu verzeichnen hat: Wesen und Wert der Dichtung, Eindruck der Bühnenrepräsentation und dauernde Frucht. Als Ergebnis kann hier, wie bei den meisten Uraufführungen solcher neugearteten (ich ver-

meide so sehr als möglich das verschliffene Wort „expressivistisch“) Dramen nur die Überzeugung von der unerschöpflichen Fähigkeit des Dichters, auch auf diesem Felde, davongetragen werden; alles andere bleibt bestenfalls problematisch.

Georg Witkowskij

Frankfurt a. M.

„Die Marquise von Arcis.“ Schauspiel in fünf Aufzügen nach Diderot. Von Carl Sternheim. Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 5. September 1919.

Nach Diderot! Sternheim durfte ruhig seine Quelle verraten, so getreulich auch — ja oft wörtlich — der Stoff jener Novelle entnommen ist, die Diderot in „Jacques le Fataliste“ erzählt von dem Marquis von Arcis und seiner Geliebten, der Frau von Pommeraye. Schiller, witternd den dramatischen Luftzug der Geschichte, übersehte sie für seine „Rheinische Thalia“ als „Wertwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“. Die Pommeraye nämlich, verleht im Stolz der Liebe und der Dame durch die ermattenden Gefühle des Marquis, verheiratet ihn mit einer Dirne. Und erst nach vollzogener Ehe eröffnet sie dem ahnenstolzen Arcis Herkunft und Wesen seiner Gemahlin. Der Marquis gelangt zwar nach schwerer Krise zur Versöhnung mit der jungen Betrügerin, die mehr Geschobene als Schiebende bei der Intrige war, aber Mittelpunkt und Ziel der diderotischen Darstellung war doch die „merkwürdige Rache“.

Sternheim packt es anders. Ihn interessiert zu allererst die Seele der Henriette Duquenoy — wie er die künftige Marquise von Arcis nennt — und stellt sie ins Zentrum seines Stückes. Er entlastet ihr Vorleben: läßt sie aus gutem, aber verarmten Hause stammen, macht sie zur Dirne nur aus bitterster Not, widerwillig und auf Drängen einer dumm-armeligen Mutter; gibt ihr auch nur zwei Monate der verruchten Vergangenheit. Und dann: anfänglich nur die fatalistisch zu jedem von der Mutter gutgeheißenen Geschäft willige Kreatur, ohne Sentiment und Heuchelei, entwickelt sich in ihr Zuneigung und menschliches Fühlen zu ihrem Opfer, dem Marquis. Ihre Seele erwacht und erträgt nicht ohne tiefften Strupel ihres wahrhaftigen Gewissens die übernächliche, echte Liebeshingabe, der Arcis alles, Stellung und Vermögen, preisgibt. Hier ist kein „Geschäft“ mehr — hier gilt es den Menschen. So entgleitet sie innerlich der Intrigenlette der Pommeraye. Doch Sternheim gibt ihr nicht die Kraft zur tätigen Heldin. Ihr Herz, ihre innere Verwandlung von Vernunft zu Gefühl wird vom Wort des Dichters nicht völlig und leuchtend offenbart. Sie schweigt zu lange zu allem Betrug; sie leidet, kämpft; aber der tragische Sieg fällt von ihr und kommt — dem Marquis zu. Denn der Marquis krönt das Drama, das unbedingt nach ihm heißen sollte. Er überwindet das eitle Adeltum des Grandseigneurs, er besiegt die modische Vernunftsbliättheit der Enzyklopädie von 1750, er setzt seine gesamte Existenz ein für seine Seele. Die Liebe, die Menschlichkeit triumphiert über Maitressen-Rache — die Götterdämmerung von Versailles steigt in ihm symbolisch auf und die Vorahnung von 1789. Nicht im Sinne des Gegensatzes von adelig und bürgerlich — sondern von **e n t m e n s c h t** und **m e n s c h l i c h**.

Viele werden die Sinneswandlung des Marquis im letzten Akt zu sehr als angehängte „Moral“ empfinden, die aus der schlicht verzeihenden Liebe fortzuehend — Philosophie gebärt. Es geht etwas abrupt. Knapp, rudeweise wie der ganze stahlharte, stahlgeschmeidige Dialog entpuppen sich auch die Seelen Henriettes und des Arcis. Aber das ist nun sternheimisch. Man muß einen solchen Autor mit seinen eigenen Maßstäben messen. Er will eine Intrigen Geschichte abhandeln, eine Idee, die ihm zeitge-

mäß erscheint, soll exemplifiziert werden; er baut ein wunderbares dramatisches Gerüst von seltener Mechanik — und stellt seine Figuren an den rechten Platz; fühlbar vom Dichter eher plaziert, als (wie bei Shatepeare etwa) scheinbar aus sich selbst, aus eigener Seinstraft agierend. Der Virtuos ist spürbar, der Drahtzieher, der Theatraliker. Aber als solcher eminent. Fünf spröde Akte aus einer kurzen Novelle, dialogisiert, mit Spannung bis ins letzte Komma zugespitzt; alles mit vier Hauptspielern — und keine Langeweile! Sardou traktierte denselben Stoff in seiner süßlichen „Femando“ in vier unerträglich langen Akten mit einem Heer von Gesellschaftsleuten, Salonwigen und übler Konversations-Seichtigkeit. Im Vergleich erkennt man, was Sternheim mit seiner Vorlage zustande brachte. Was es heißt: dramatisieren! Ein Schulbeispiel.

Bernhard Diebold

Wien

„Dimpfl.“ Grotteske in drei Akten. Von Robert Kopal.
(Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 5.
September 1919).

Ein seelenguter Philister, seines Zeichens Schriftsetzer und betrogener Gaite, hat sich, gar nicht aus Kauf-lust, sondern aus purer Furchtameit einen Browning gekauft, kommt unerwartet nach Hause, hält den Liebhaber der Frau für einen Eindrehler, sich selbst für ein Kind des Todes und erschießt in seiner Angst den Ehestörer. Um freigesprochen zu werden, darf er nun nicht etwa die harmlose Wahrheit bekennen — denn wer würde ihm die glauben? —, sondern muß, wiewohl er sich noch kaum mit dem Gedanken, Blut vergossen, einen Menschen, einen jungen Menschen getötet zu haben, abfinden kann, vor den Geschworenen den empörten Gatten, den Arzt seiner Ehre spielen; der gerissene Verteidiger — wir begegnen dieser Gestalt auf den Brettern nicht zum erstenmal — zwingt dem armen Teufel die Othello-Rolle auf und bringt ihn glücklich durch, elf Stimmen gegen eine. Widerwillig hat sich Dimpfl retten lassen, widerwillig, aber zuletzt doch einlenkend; daß er sich gegen die Begleit- und Folgeerscheinungen seines Eintagsruhms, Photographen, Reporter, Liebesanträge, sträubt, wird ihm nicht viel helfen; auch hier muß er zuletzt klein beigeben. — Der Verfasser hat diesen dankbaren, sehr glücklich eronnenen oder gefundenen Stoff etwas gewaltig ins Romische gewendet, in jenes Gebiet, auf dem die Justiz (siehe etwa „Causa Kaiser“ oder den unverwüßlichen „Heiligen Florian“) eine ebenso sichere und darum verlockende Nummer bedeutet wie ehemals im Rühr- und im Sittensüß die Kinderstube. Und ehe man sich's verzieht, steht trotz Mord und Totschlag (Verzeihung: Mord o d e r Totschlag) nicht eine „Grotteske“ mit den literarischen Ansprüchen von Wedekind und Kindeskind da, sondern eine ganz unterhaltfame, ganz unliterarische Posse mit guten und schlechten Wigen, böhmischem und jüdischem Dialekt usw., so daß jene Flagge nur noch dazu dienen mag, das schnelle Nacheinander von Tod und Gelächter, wohl auch einige grobe Unwahrscheinlichkeiten zu decken. Wenn der Autor nur um die gute Zensur „Man laßt“ bemüht war, die wird ihm niemand versagen. Aber schade um den Stoff.

Robert F. Arnold

Echo der Zeitungen

Adolf Pichler

Am 4. September durfte man den hundertjährigen Geburtstag Adolf Pichlers begehen: „Späte Anerkennung

vergoldete seinen Lebensherbst, und erst ein paar Jahre vor seinem Tode schrieb Professor A. Brandl in Berlin in der „Deutschen Literaturzeitung“: Wenn einmal die Zeit Museleje gehalten hat, und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.

Allein, fast noch höher ist der starke Einfluß seiner urwüchsigen Persönlichkeit auf seine jüngeren Heimatgenossen anzuschlagen, denen er zum nachahmenswerten Vorbild wird. Unbeirrt vom Lob oder Tadel der kleinen Schwarmgeister wandelte er, auf die eigene Kraft pochend, seine Wege; sich selbst genug zu tun, erschien ihm einzig als Ziel seines Daseins. Wiederholt bricht dieses stolze Selbstbewußtsein in seinen Dichtungen mächtig hervor, dieser kampffrohe Trug wider alle Gewalten, so auch in den Versen:

„Auf den Wolken will ich reiten,
Ob der Sturm auch grimmig braust,
Und in ihre schwarzen Wädhnen
Schlag ich trotzig meine Faust.“

Trotz aller äußeren Schroffheit war er von zartbesaitetem Gemüte, fest in seiner felsungürtelten Heimat wurzelnd, von freihellischer Gesinnung und voll heißer Liebe für das Deutschtum. Daher jauchzt er auch der Wiedererhebung des Deutschen Reiches von ganzem Herzen zu und warnt seine Landsleute im Osterreich eindringlich vor der slawischen Gefahr.“ A. Drejer (Sammler, Münch.-Augsb. Abendztg. 95).

Von Pichler ging zu seinen Lebzeiten und danach eine bedeutende Wirkung auf die tirolische Heimatkunst aus. Wie ein Patriarch wurde er von der neueren Dichtergilde Tirols verehrt. Er war es ja gewesen, der zum erstenmal nachdrücklich den ausgetretenen Plan der Romantik verlassen und echtem tirolischen Volksium die Bahn in der Dichtung freigemacht, den Blick seiner Landsleute auf brennende Fragen des nächsten Umkreises und greifbarer Wirklichkeiten gelenkt hat. Für das Jahrhundert nach Andreas Hofer, für „Jung Tirol“, wie man die Vertreter der neueren Geistesrichtung im Lande des roten Arns kurzweg heißt, ist er durch seine Kämpfe gegen die Zensur, gegen den in seiner Heimat eingeleisteten gewesenen Ultramontanismus und gegen alles Überlebte im allgemeinen sowie seine rege Teilnahme an dem geistigen Aufschwung seiner engeren Stammesgenossen zur ausgeprägtesten Erscheinung geworden. Gerade deshalb erfüllte er so zielbewußt die Sendung, tirolische Eigenart in praktische Wege zu leiten, weil er Gelehrter und Dichter gewesen ist.“ Karl Fuchs (N. Zür. Ztg. 1334).

„Wie jedem echten Dichter sind ihm die schönsten seiner Werke unbewußt aus dem Innern emporgestiegen. Während der Arbeit dachte er weder über Form noch über Inhalt nach: ‚Sie sind mir zugleich gegeben.‘ Germanischer Tief-sinn und romantische Formklarheit vermählten sich in seiner Natur, die erwachsen war auf dieser Wegscheide der Völker. Homer und Dante waren die Vorbilder, aus denen ihm klassische Klarheit und visionäres Feuer entgegenleuchteten. Eine edle Gestaltungsgabe und ein wundervolles Formgefühl sind all seinen Dichtungen eigen. Seine reine Lyrik ist da am schönsten, wo sie sich an antike Rhythmik anlehnt. Seinen dichterischen Höhepunkt bezeichnen die Epen, die er in den beiden Büchern ‚Marksteine‘ und ‚Neue Marksteine‘ veröffentlichte. Da ist die Geschichte von ‚Fra Seridito‘, dem leichtsinnigen Burshen, der durch Frauenliebe, durch den Anhauch einer großen Zeit und durch ernstes Studium zum Priester und zum Wohltäter der Menschen geläutert wird; da ist die wundervolle Gestalt des ‚Hexenmeisters‘, der mit den Tieren des Waldes im innigsten Verein lebt, des ‚Jaggler Franz‘ und noch so mancher anderen Originale. Ein vielleicht noch größeres Anrecht auf allgemeine Beliebtheit haben seine Erzählungen, wie z. B. ‚Der Einsiedler‘, die Meisterwerke deutscher

Prosa sind.“ Kreuz-Ztg. (419). Vgl. auch: Eugen Jsolani „Der Klopfer von Tirol“ (Hann. Kur. 34 607); A. Maderno (Mannh. Generalanz. 405); S. M. Prem (N. Fr. Presse, Wien, 19 770).

Fragen der Deutschen Schiller-Stiftung

Im Gegensatz zu den von Hans Kysler betonten Forderungen schreibt Will Vesper (Deutsche Allg. Ztg. 432): „Wir möchten keineswegs den neuerdings vielfach in der Öffentlichkeit aufgetauchten Forderungen das Wort reden, daß die Stiftung ihren bisherigen Charakter völlig umbauen und auf ihre ausgedehnte charitative Tätigkeit auch an armen Hinterbliebenen von Schriftstellern gänzlich verzichten sollte, zugunsten einiger größerer jährlicher Stipendien an junge heraufkommende Talente. Das heißt der Stiftung eine Aufgabe übertragen, die einzig der Staat lösen kann und muß. Genau so, wie z. B. die kleinen nordischen Länder in so reichem Maße tun, wird auch selbst das nun ja ärmer gewordene Volk der Dichter und Denker wohl jährlich einige Zehntausend Mark übrig haben, um ungehört ihren Arbeiten zu leben, Auslandsreisen zu machen u. dgl. — eine kleine Ausgabe, die sich sehr bald bezahlt machen wird. Die Dichter und Schriftsteller werden in dem neuen demokratisch-sozialistischen Staat eine ganz andere Rolle zu spielen haben als unter dem früheren Regime. Auch ganz abgesehen von ihrer schriftstellerischen Leistung, wird darum der Staat ein Interesse daran haben, ihnen zu ermöglichen, ihren Blick zu erweitern, ihre Kräfte zu sammeln und an bedeutende Aufgaben zu wenden, ohne in Not- und Frondienst zu verkümmern.“

Die Schillerstiftung mag für solche staatliche Regelung ihren Einfluß einsetzen, überhaupt engste Fühlung mit den Kultusministerien suchen, aufklären und hinweisen, wo es not tut. Aber sie selbst bleibe im wesentlichen ihrem Charakter treu, in letzter Not Hilfe zu bringen, nicht nur einzelnen wenigen, und wären sie scheinbar noch so bedeutend, sondern möglichst dem ganzen Schrifttum, auch den Hinterbliebenen und Angehörigen, sofern sie wirklich durch den Tod eines Schriftstellers von Bedeutung wirtschaftlich vernichtet worden sind. Es liegt hierin — ich weiß es — für den im Lebenskampfe stehenden Schriftsteller, der vielleicht selbst bei Lebzeiten die Stiftung nicht anrufen brauchte, und der doch die Zukunft seiner Familie oft nicht sichern kann, ein großer Trost, daß in der Schillerstiftung den Seinen eine Möglichkeit zur Hilfe geblieben ist.“

Zur deutschen Literatur

Ein Aufsatz über Friedrich Heinrich Jacobi, den Jugendfreund Goethes wird (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 17) geboten. — Über Goethe-Rabbinistik, wie sie neuerdings wieder im Schwange wird (Deutsche Allg. Ztg. 439) berichtet. — Über Goethe in Briefen der Zeitgenossen spricht Ernst Lissauer (Ztg. für Lit. usw., Hamb. Corresp. 17). — Interessant erörtert Heinrich Driesmans Goethes wiederholte Pubertät und Verjüngung (Post 456). — über Goethes sozialen Glauben läßt sich Paul Landau (Tagespost, Graz, 249) vernehmen. — Grillparzers Äußerungen über Shatepeare und sein Verhältnis zu ihm beleuchtet B. Münz. (Abendpost, Wien, 28. 8.).

Eine Betrachtung „Seine als Politiker“ findet sich (Morgenztg., Wien, 229). — über Friedrich und Dorothea Schlegel schreibt Hans Brandenburg (Deutsche Allg. Ztg. 447).

Drei ungedruckte Theater-Briefe Hebbels veröffentlicht Paul Bornstein (Frankf. Ztg. 668 — 1 M.). — Briefe aus dem Nachlaß Wolfgang Müllers vom Königswinter, die mit seinen Beziehungen zu Klara Schumann in Verbindung stehen, teilt Paul Luchtenberg mit („Klara Schumann und der rheinische Poet“, Düsseldorf.

Nachr. 426). — Unter der Überschrift „Der Prophet aus der Hofbibliothek“ schreibt Karl Fr. Kovak über Sealsfield und sein Buch „Austria as it is“ (Nationalztg. 207).

Werner Mahrholz' Studie über Karl Man wird (Rhein-Westf. Ztg. 707) wiedergegeben. — An den „vergesenen wiener Dichter“ Kajetan Cerri (1826—1899) erinnert Alfred Wurmb (Österr. Volksztg., Wien, 244). — Marie v. Ebner-Eschenbach's Stellungnahme zu den Fragen unserer Zeit wird (Vorwärts 462) erörtert. — Morgenstern-Reliquien gibt Ger Trud (Nationalztg. 73) bekannt. — Eine „Palmströmiade“ schreibt Gertrud Jsolani (Berl. Börs.-Ztg. 393) in der mancherlei Christian Morgenstern und seinen Nachlaß betreffendes zusammengefaßt ist.

Zum Schaffen der Lebenden

Über Arthur Holitschers Schaffen gibt anläßlich des fünfzigsten Geburtstages des Dichters Will Scheller (Karlsruher Ztg. 195) einen guten Überblick. — Zu Felix Saltens fünfzigstem Geburtstag (6. 9.) schreibt Max Prels (Berl. Börs.-Cour. 413): „Dieser Felix Salten blieb immer leidenschaftlicher Journalist; als Tageschriftsteller war er ehrlieh dem Metier ergeben, wie er es in seinen dichterisch ausmündenden Werken nicht immer so ehrlieh war. Er (ein wenig eitel) hatte das Bestreben und Sichbefreiden mit dem ‚ruhmlösen Helbentum‘ des einen Tages, der ein Feuilleton in die Menge schwemmt, um es ein paar Stunden später an dem Charonhaken der Vergessenheit festrennen zu lassen. Er läutete nacheinander bei den größten wiener Tageszeitungen die literarische Sonntagsglode im Feuilleton; immer aber hatte er in rascher Anpassungsfähigkeit das heraus, was man in Österreich ‚Blattgefühl‘ nennt, den Patriotismus des Journalisten. Wenn er ein Burgtheaterreferat schreibt, ist es mehr journalistisch, mehr auf den Willen zur Pointe, auf die Selbstherrlichkeit eines eigengebauten Lustschlosses von Wort und Spiel mit dem Wort zugeschnitten, als kritisch; und doch weitaus kritischer als alles professorale Referententum.“ — Einen Aufsatz über Walthar Eidlitz (Deutsche Zukunft, Post 240) läßt Hans Gassen in die Worte ausklingen: „Was den sechsundzwanzigjährigen Dichter von den meisten der ‚Jüngsten‘ scheidet, ist die Reinheit, mit der er dem Weib, als der liebsten Schöpfung Gottes, gegenübertritt. Reines seiner Lieder, keine seiner Geschichten besingen niedere Frauen, feile Dirnen, wie so viele unserer heutigen ‚Dichter‘. Dem reinen Weib, der edlen Frau gehört seine Verehrung. Er meidet nicht die Versuchung, sucht sie wohl auch zu weilen, doch nur, um sie zu überwinden, um durch den Sieg über den Schmutz innerlich zu wachsen und zu reifen zum Edelmenschen und — so hoffen wir — zum Beglückter der Besten, denn das heißt, auch heute noch, im höchsten Sinne Dichter sein.“ — Den „norddeutschen Volks- und Bauerndichter“, den Hannoveraner Gustav Rohne, schildert Hanns Martin Elster (Deutsche Allg. Ztg. 423) als einen einzigartigen Gestalter deutschen Volkstums, der Bauern, wie sie wirklich sind, kennen lehre. — über Hans Friedrich Blund schreibt Franz Graeber (Ztg. f. Lit., Hamb. Corresp. 17): „Der Dichter Hans Friedrich Blund wächst. Er weiß seinen Weg und wird ihn gehen. Hunderte können von seinem Reichtum zehren; den er weise zu verwalten rasch lernen wird. Wenige erst kennen ihn. Viele, die ihn gefunden haben, werden ihn lieben.“

Rurt Bods Gedichte „Berufung des Weltlächstigen“ (Voll und Bidardt) rühmt Paul Friedrich (Tag 192): „Dies Buch des Idealisten Rurt Bod scheint mir programmatisch. Es predigt nicht nur die verstehende, sondern die tätige Güte: ein Christentum des Gefühls ohne Dogma. Und macht der Kunst endlich wieder den Weg zu ihrer tiefsten Bestimmung, Menschen zu erheben, frei. Wir, die wir weder Naturalisten noch Exploisionisten waren, weder Weltfeinde noch Machtgierige, weder Nachbeter noch Er-

folgsamer, sondern Kämpfer für eine ernstere und ethischere Kunst, wir rufen diesem neuen Tagverkünder ein Glückauf!" — Für Ina Seidel („Eine deutsche Dichterin“, Voss, Ztg. 31. 8.) findet Julius Bab die bezeichnenden Worte: „Dieser göttliche Weltrausch des Ich ist uns unzählige Male jetzt vorklamoriert worden. Hier ist er von Grund auf erlebt, bietet sich dar in so reinen Bildern, klingt so in seinem eigenen Gesang, ist so voll einfachster Wirklichkeit, daß er sich schließlich sogar mit einem Lächeln zurückbiegen kann:

„Ewig Brahmanen ruf' ich,
Und mit meinem Hauch,
Alle Deine Völker schuf' ich — — —
Die Chinesen auch.“

Es ist ganz reife und ganz lyrische Kunst. Deutschland besitzt wieder eine Dichterin in dem vollen schweren Sinne des Wortes. Wenn es heute nach Bestätigungen seiner sich immer neu gebärenden Schöpferkraft Umschau hält, kann es auch auf Ina Seidel einen dankbaren, stolzen und hoffnungsvollen Blick ruhen lassen.“

Baibingers neuen Schluß zu Schönherr's „Weibsteufel“ erörtert N. Maderno (Mannh. Generalanz. 407).

Auf die Bedeutung des österreichischen Kriegsromans „Die große Phrase“ von Rudolf Jeremias Kreuz (Rascher, Zürich) weisen Ignotus (N. Wiener Tagbl. 245) und Otto Koenig (Arbeiter-Ztg., Wien, 246) mit allem Nachdruck hin. — Von Emil Strauß' neuem Buch „Der Spiegel“ sagt Rudolf K. Goldschmit (Heidelb. Tagebl. 204): „Man versteht allmählich, warum Strauß der musikalischste Erzähler unter den Lebenden ist, warum seiner Prosa ohne jede bewusste Gliederung so reiche Melodik, so zarter Rhythmus inne ist, warum die Worte so schön und stimmungsvielfältig klingen. Nur wem die Musik aus Generationen her im Blute steckt, konnte den ‚Freund Heim‘ dichten, konnte auch jetzt diesen Spiegel öffnen. Als Lebendige von Fleisch und Blut, nicht wie in einer dumpfen Ahnengalerie, zieht aus den Berichten der Tante Lotte das irrsinnige Schwesternpaar Mathilde und Josephine an uns vorbei, die Kinder des Hofkapellmeisters, die aus der finsternen Nacht gestohlenen Selbstbewußtseins nur für Minuten durch die Musik Mozarts und den eigenen Gesang zu den Menschen geführt werden konnten. Sie lebten, so lange sie sangen; dann fielen sie zurück in ihren Wahnsinn.“ — Von Stephan Großmann's Roman „Die Partei“ (Ullstein) heißt es (N. Freie Presse, Wien, 19755): „Was dem Buch Großmann's seine eigentliche Bedeutung verleiht, ist die mit scharfen Augen gelebte und mit sicher zugreifender Hand geformte Schilderung von Episoden und Episodisten des wiener politischen Lebens.“ — Ludwig Beils „genialer“ Erstlingsroman „Martin“ wird (Berl. Börs.-Ztg. 377) lebhaft gerühmt: „Fast alle Kapitel sind in sich abgeschlossen und bilden, jedes für sich, kleine, feine Milieustudien, Lebensauschnitte, Porträtstümpfen mit Landschaftshintergrund, Stimmungs- und Genrebildchen. Starke, leidenschaftliche Geistesergüsse, erkämpfte Anschauungen entladen sich in philosophischen Freundesgesprächen und sind in der Schilderung fast glutvoller als die erotischen Erlebnisse. Feine Beobachtungen an Menschen, malerhaft scharf gezeichnete Situationen, kleine, unalltägliche Lebensweisenheiten, bildkräftig-dichterische Vergleiche beweisen stets von neuem das Dichtertum des Verfassers.“ — Ein Aufsatz über Heinrich Wolfgang Seidels neuen Roman „Das verärrerte Fenster“ (Grote) von Hedwig Fortstreuter (Tag 199) klingt in die Worte aus: „Ein Abglanz dieser Sehnsucht, die der Alltag verflärt und erhöht, liegt wie schimmernder Staub über jeder Seite des Buches; man muß es liebgewinnen.“

Franz Graekers Aufsatz über Bab's Dramaturgie wird (Wefer-Ztg., Lit.-Beil. 6 und Köniassh. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 419) wiedergegeben. — Zu Ricarda Fuchs „Der Sinn der Heiligen Schrift“ (Inselverlag) bemerkt Will Scheller (Deutsche Ztg., Lit. Umschau 408): „Ricarda

Fuchs Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Kritik der Zeit und ein Symptom des religiösen Bedürfnisses des neuzeitlichen Kulturmenschen, der von den Ertrugenschaften des Fortschritts, der Zivilisation nicht befriedigt werden kann. Bedeutend im Negativen, zeigt es dort, wo es positiv zu sein trachtet, daß der von ihm bekämpfte Rationalismus in ihm selbst noch nicht überwunden ist, daß die historizistische erfolgte Orientierung Tribute gefordert hat auf Kosten der wahren Erkenntnis Gottes. Auch an dieser Publikation bewahrheitet sich, wo die Heiltsachen der christlichen Offenbarung in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden, das alte Gesetz: Mulier taceat in ecclesia!“ — Von Waldemar Dehlfes „Lessing und seine Zeit“ (C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandl.) wird (Hann. Kur. 34 615) gesagt: „daß es mehr ist als wissenschaftliche Hausindustrie“. Es stellt sich würdig neben die Biographien desselben Verlages: Bielschowsky's Goethe, Bergers Schiller, Max Wolffs Shakespeare und all die anderen.“

Zur ausländischen Literatur

Über französische Dichter des Mittelalters im Anschluß an die Abhandlungen von Emil Winkler schreibt Josef Frank (Abendpost, Wien, 202). — Die freundschaftlichen Beziehungen Stendhals zu Lamartine werden (N. Zür. Ztg. 1369) erörtert. — Über die Memoiren von Emile Bergerat (geb. 1845) gibt Alfred Friedmann einen Aufsatz (N. Wiener Journ. 9259).

Auf das neue Versbuch von Ada Negri „Il libro di Mara“ weist E. N. Baragiola (N. Zür. Ztg. 1355) mit allem Nachdruck hin: „In neuer Fülle: das ganze Buch ein Beben aus einer Leidenschaft, l'Uomo. In neuer Form: alle Gedichte frei hinströmende Rhythmen; da und dort, zu stärkerer Verletzung, ein Reim. Nichts von dem Strophens- und Verszwang, der, für eine ungeduldige Arbeiterin wie Ada Negri, oft hinderlich, ja gefährlich werden und sie zu Unnatur und Füllstücker verleiten konnte. Zuweilen wohl noch ein überflüssiger Vergleich oder sonst ein entbehrliches Anhängsel, zuweilen noch etwas unkünstlerisches Denkdäcken; selten. Im ganzen kräftig federnde Gedrungenheit, Wogen der Seele, Hammerschläge des Herzens.“

Einen Aufsatz über Knut Hamsun bietet Hans Bethge (Berl. Börs.-Cour. 431).

In einem „Epitaph auf Ludwig Dozsi“ von Hermann Bessmer (N. Zür. Ztg. 1391) heißt es: „Ludwig Dozsi — Baron Dozsi, um dem Toten eine Ehre, auf die er übrigens wenig Gewicht leate, nicht zu schmälern — war der österreichisch-ungarische Dualismus in Menschengestalt. Er war Unaar von Geburt und Wiener kraft einer Karriere, die ihn ein halbes Leben lang auf hohem Posten im Palais auf dem Ballhausplatz festhielt. Ungarischer Dichter und österreichisch-ungarischer Staatsbeamter im (gemeinsamen) Ministerium des Äußeren. Dichter? Auch angelichts des Todes fügt sich ein leises Fragezeichen an die Bezeichnung. Ludwig Dozsi war so wenig ein Dichter wie er. Andraßys des älteren unübertrefflicher Sekretär, ein Staatsmann war. Von der Dichtkunst sowohl wie von der Staatskunst hatte er in Vollenbung die äußeren Formen weg; in die Tiefe dort, in die Laten hier drang sein anmutig oberflächlicher Geist nicht ein.“

„Von idealen Theater“ von Felix Braun (Zeit, Wien, 6075).

„Gedanken zur Hochschulreform“ von Werner Mahrl (Voss, Ztg. 449).

„Expressionismus und Sprachgewissen“ von Walter Meier (N. Zür. Ztg. 1311).

„Dichtung und Beruf“ von Heinrich Meyer-Beny (Hamb. Fremdenbl. 460 a).

Echo der Zeitschriften

Kunstwart. XXXII, 23. In einem Aufsatz „Volkshochschulfragen“ wird mit aller Energie betont, wie wenig literaturgeschichtliche Behandlung geeignet sei, dem Volk die Dichtung nahe zu bringen. Es ist etwas Wahres daran, wenn der ungenannte Verfasser ausführt:

„Wir werden fortan Hunderte von Malen die gutgemeinte Wendung hören: wir wollen dem Volk nun auch die edelsten Güter der Kultur, die Werke der bildenden Kunst, der Dichtung, der Musik zugänglich machen. Und unter dieser Losung wird viel Greuelvolles vor sich gehen. Denn an wen wird man sich wenden? An die Kunsthistoriker, die Musikhistoriker, die Literaturhistoriker. Aber je bessere Fachleute diese sind, um so weniger werden sie das ‚Zugänglich-Machen‘ verstehen! Sind sie mittelmäßige Schüler oder Schülerinnen durchschnittlicher Hochschullehrer, so wird die Sache hoffnungslos, denn dann werden sie nicht einmal in die betreffende Sondergeschichte jemand einzuführen verstehen, geschweige denn mehr als Phrasen über die ‚edelsten Güter‘ vorzubringen wissen. Wenn die jahrelange Erörterung der Fragen der ‚Kunsterziehung‘ etwas gelehrt hat, so dies: daß wir nicht wissen, wie man Kunst dem sogenannten Laien unmittelbar zugänglich macht. Auch von tausend pädagogisch Vorgebildeten hat noch nicht einer die Gnadengabe, dies zu können, ohne in irgendwelches ‚Fachliche‘ in die Ede der Jahreszahlen, in die Anlagen der Biographie, der Psychologie, der dogmatischen Ästhetik zu geraten, die für den, der Kunst, das heißt Leben sucht, samt und sonders Irrgärten sind, oder einfach gemütvoll Schwärmereien vorzutragen, kurz: ohne von den Werken abzuziehen, zu denen er hinzuführen glaubt. Nichts Lebloses, Sinnärmeres, an Bildungsgehalt Armeres gibt es, als gerade die Kunst-, die Musik-, die Literaturgeschichte, die sich popularisieren läßt. Nichts, was äußerlicher ist und äußerlicher macht als der übliche ‚Überblick‘ über die deutsche Nationalliteratur, die Musikgeschichte der neueren Zeit oder die Geschichte der Malerei. Ich würde es zum unverbrüchlichen Gesetz jeder Volkshochschule erheben, daß alle Geschichte der Künste in ihr verboten, schlechtweg verboten ist. Dagegen wären Zeichenunterricht, Übungen im Sehen, wie sie Lichtwart verstand, Musikunterricht mit ständigen Analysen, Sprech- und Leseunterricht, systematisches Vorlesen (falls erträgliche Negitoren am Ort sind) so viel wie moralisch schon in die Unterstufe aufzunehmen. Zahlreichen Musikern, Malern, Bildhauern wäre dadurch auch ein bescheidener Verdienst zu verschaffen. Das übrige müßten Volkstheateraufführungen, billige Konzerte, Neuaufstellung der Museen, vollständige Ausstellungen usw. tun.“

Die Tat. XI, 6. In seinem Aufsatz „Naturalismus und Expressionismus“ betont Georg Kemp mit Recht, daß Stefan Georges Kunst durchaus nicht als Reaktion gegen den Naturalismus aufzufassen sei:

„Man ist vielfach geneigt, die Kunst Stefan Georges und seines Kreises als Reaktion gegen den Naturalismus aufzufassen — mit Unrecht; als der Naturalismus sich mit den ersten zaghaften Versuchen zu manifestieren begann, hatte George schon das feste unverrückbare Zentrum seiner künstlerischen Persönlichkeit gefunden. Seine Kunst bewegt sich neben dem Naturalismus, nicht gegen ihn. Daß dieser und nicht George dem Jahrzehnt 1890—1900 das Gepräge verleiht, liegt lediglich daran, daß George sich aus subjektiven Gründen der Öffentlichkeit entzog. Der Naturalismus mußte sich erst selbst als Extrem ad absurdum führen, ehe ein neuer Stil erwachsen konnte; gerade der Schritt in die gefährliche Sphäre, wo der Stil zur Parodie seiner selbst wird, war das, was eigentlich fruchtbar wurde und

einen Umschwung erst möglich machte. Nach einer kurzen Periode tastender Versuche, unsicherer Bestrebungen, sich mit unzulänglichen Erkenntnissen, dem doch schon als Entartung erkannten naturalistischen Prinzip zu entziehen, wobei nirgends die Kraft zu neuem, stets nur Rückfall in überwundene Schwächlichkeiten sich bestimmend bemerkbar machte, setzte eine Bewegung ein, die mit leidenschaftlicher Entschiedenheit einen neuen Stil bildete, die sich als Protest gegen den Naturalismus bekannte, die sich in der Wut ihrer Opposition wie dieser im Extrem verlor.“

Niedersachsen. XXIV, 23. Über Bernhard Fienes schreibt Wilhelm Müller Radersdorf:

„Fienes offenbart sich als ein in romantischem Fühlen und Sinngrunde wurzelndes Talent. Von der Herbeheit und Knorrigkeit der Mehrzahl niedersächsischer Stammesnaturen, die sich auch im Wesen und Schaffen der meisten Dichter des weitverzweigten Niedersächsenvolkes bezeichnend kundtun, hat er so gut wie nichts an sich. Seine leise, stimmungsdüftige und träumerische Art bei der Landschafts-, Situations- und Seelenmalerei erklärt sich noch am besten aus jener anderen Wesensrichtung im Niedersachsenstamme, die am dichterisch vollendetsten durch den großen Schleswig-Holsteiner Theodor Storm ausgeprägt ist. Doch paßt hier wiederum die tiefe Ernsthaftigkeit und Schwermütigkeit der Stormnaturen schlecht in das Charakterbild des hannoverschen Dichters. Seine jeden Rühmernheits- und jeden Konventionen zug- — die unsern lieben Niedersachsen so gern anhaften — entbehrende Kunst bringt ihn mit ihrer warmblütigen Verherrlichung und Symbolisierung jungfräulicher Freiheit, romantischer Schönheit und tummeliger Freude dem fränkischen Stammestum sehr nahe. Wenn man im gesamten Bereich deutscher Literatur jemanden festzustellen sucht, dem Fienes am getreuesten nachahmt, so darf man den Böhmerwaldbäcker Adalbert Stifter, den Klassiker blühender Naturalmalerei, nicht übersehen. Von seiner Kunstspitze her spinnen sich deutliche Fäden zu der des hannoverschen Nachfahren. Und man ist wohl berechtigt, anzunehmen, daß Fienes von Meister Stifter viel gelernt hat.“

Der Merker. X, 17. Alf Nyman schildert auf Grund des Buches von Victor Kottström August Strindberg in seinem Verhältnis zur Musik:

„Dieses musikalische Erwachen begann schon in der Berliner Zeit — als Strindberg der literarischen Tafelrunde im ‚Miggelsloß‘ und ‚Zum schwarzen Kerfel‘ angehörte. Durch den Dichter-Musiker Brandtshewski wurde er mit Chopins aristokratischer, leidenschaftlicher Musik vertraut — eine Bekanntschaft fürs Leben. Auch Schumanns feuriger ‚Aufschwung‘ machte zu diesem Zeitpunkt seinen tiefen, bleibenden Eindruck auf ihn. Und bei diesem tumultuarischen Künstlerbeisammensein hat sich auch, nach allem zu urteilen, das Motiv zum ‚Gang des Wassermannes‘ in ihm durchgerungen — dieses schwere, abgebrochene, schmerzzerfüllte und dennoch heftige Motiv, das Strindbergs einzige der Nachwelt bewahrte Komposition darstellt. (Nach einer Angabe Scherings, die mit intimen Schilderungen von Adolf Paul ganz gut übereinstimmt, entstand die Melodie in Berlin 1892 bei Improvisationen auf der Gitarre.)

In der Lebensverdüsterung und den wachen Angstträumen der Infernozeit wird die Musik die einzige Zuflucht des geistig aufgeriebenen Dichters. Zu Frau Sophie Kjellberg kam er während seines pariser Aufenthalts als ein demütiger musikalischer Bettler, um sich an Bach, ‚Dem König in Sorgenland und Schmerzensreich‘ — zu erquiden. In den letzten stockholmer Jahren waren vor allem sein Bruder Axel Strindberg und Tor Mulin seine musikalischen Wohltäter. Man veranstaltete regelmäßige Kammermusikabende im Heim des Dichters, bei denen vor allem Beethoven mit den Klavier- und den Klavier-Violinsonaten (aber auch mit den Symphonien im Klavierauszug) vertreten war.“

„Gottfried Keller. Zu seinem hundertsten Geburtstag.“ Von Adolf Bartels (Mitteilungen des Allg. Deutschen Buchhandlungs-Gehilfenverbandes XVIII, 1/2).

„Ein vergessener Alpendichter.“ [Heinrich Stieglitz.] Von Franz Wichmann (Allgemeine Zeitung München CXXII, 34).

„Peter Gast. Franz Overbeck. Friedrich Nietzsche. Ein Überblick nach zehn Jahren.“ Von Karl Albrecht Bernoulli (Süddeutsche Monatshefte XVI, 11).

„Wilhelm Creizenach.“ Von J. Petersen (Neue Blätter für Kunst und Literatur II, 2).

„Heinrich Mann.“ Von Eduard Thörn (Die literarische Gesellschaft Hamburg V, 7/8).

„Arno Holz.“ Von Elise Deipser (Die literarische Gesellschaft Hamburg V, 7/8).

„Arthur Holzner.“ Von Will Scheller (Die literarische Gesellschaft Hamburg V, 7/8).

„Hans Frand.“ Von Ferdinand Gregori (Die literarische Gesellschaft Hamburg V, 7/8).

„Kurt Boas Gedichtbände.“ Von Hans Fredericksdorf (Die literarische Gesellschaft Hamburg V, 7/8).

„Hasenclevers Drama ‚Die Menschen‘.“ Von Georg Schott (Neue Blätter für Kunst und Literatur II, 2).

„Zwan Holl.“ Von W. Heinrich (Die literarische Gesellschaft Hamburg V, 7/8).

„Die Entwicklung der expressionistischen Novellenform bei Kajimir Ešchmid.“ Von P. J. Arnold (Die literarische Gesellschaft Hamburg V, 7/8).

„Panizza.“ Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XV, 38).

„Das Problem der Liebe in Shakespeares Lustspielen.“ Von Paul Lingens (Die Bühne I, 8/9).

„Romain Rollands Michelangelo.“ Von Karl Diesel (Die neue Zeit XXXVII, 24).

„Lux ab oriente. Zur jüngsten russischen Literatur.“ Von Waldemar Harimann (Münchener Blätter für Dichtung und Graphik I, 8).

„Über den Stand des gegenwärtigen deutschen Theaters.“ Von Carl Thelen (Es werde Licht L, 7/8).

„Zur Reform der Bühne.“ Von Paul Bourfeind (Die Bühne I, 8/9).

„Das Überdrama.“ Von Zwan Holl (Die neue Schaubühne I, 9).

„Das jüdische Drama.“ Von W. Menkes (Allg. Zeitung des Judentums LXXXIII, 35).

„Literarische Zukunftsfragen Deutschösterreichs.“ Von Anton Bettelheim (Deutsche Rundschau XL, 12).

„Die Genesis des Gedichts.“ Von Kurt Bod (Saturn V, 5).

„Eine neue Religion?“ Von Hanns Martin Elster (Das neue Buch I, 4).

„Die Dichtung der deutschen Schweiz und der Weltkrieg.“ Von Robert Faesi (Süddeutsche Monatshefte XVI, 11).

„Über Kritik und Kritiker.“ [Eine Polemik gegen Artur Brausewitters Besprechung des Buches ‚Im Kampf um Frieden‘ im *UE* XXI, 588] Von Emil Felden (Es werde Licht L, 7/8).

„Expressionismus und Dichtung.“ Von Karl Goldfeld (Das neue Buch I, 4).

„Gibt es eine deutschösterreichische Literatur?“ Von Stefan Holz (Deutsche Rundschau XL, 12).

„Die Zukunft des Journalismus.“ Von Hans Landsberg (Die Weltbühne XV, 36).

„Von Not und Seligkeit deutscher Kunst.“ Von Erwin Reiche (Die neue Schaubühne I, 9).

„Um die Befreiung herum.“ Von Jacob Schaffner (Das neue Buch I, 4).

„Das lyrische Bekenntnis der Schweiz.“ Von S. D. Steinberg (Süddeutsche Monatshefte XVI, 11).

Echo des Auslands

Serbokroatischer Brief

I

Es bedarf einer Feststellung, einer Aufklärung: die Teilung in serbische und kroatische Literatur, die bisher an dieser Stelle geschah, folgte staatspolitischen Motiven. Die Save trennte zwei Völker, die Serben und die Kroaten, obwohl dieselbe Sprache ihre Zunge beflügelte; Politik, scharfe Gegensätze zwischen den beiden Staaten hatten die geographische Trennung verschärft. Und dem Willen, der hier ditierte, folgten meine literarischen Betrachtungen. In Wahrheit sind Serben und Kroaten ein Volk, wenn auch ihre Literatur — bisher wenigstens — nicht dieselbe war. Der Streit um den südlichen oder östlichen Dialekt, um die belgrader Schriftsprache und die kroatische Wortbildung ist auch heute noch nicht entschieden. Doch, wie die Literatur seit dem Tage der südslawischen Vereinigung nur einen Weg schreitet, so wird sich auch über kurz oder lang das sprachliche Empfinden in einer gemeinsamen Grammatik finden.

Es sei heute mit der Darstellung des Literaturlebens begonnen, wie es in der revolutionschwangeren Zeit des vorigen Jahres herrschte. Ich habe in meinen früheren Briefen¹⁾ betont, daß der Krieg den kroatischen Dichtern keine Befruchtung brachte. Die inzwischen historisch gewordenen Ereignisse geben die Aufklärung für meine Behauptung. Die Kroaten, den südslawischen Einheitsstrom schon im Kopfe, standen schweren Herzens an der Front. Lag doch drüben, in dem anderen Schützengraben, ihr serbischer Bruder, todesgelaut. Das Dichtertemperament zögerte, es schwor auf Myriens Erneuerung und streifte, weil ihm Begeisterung fehlte. In den Revolutionstagen jedoch lohnte seine Kraft auf, und das letzte Jahr bietet mehr literarische Ereignisse als die vier Kriegsjahre vorher.

Revolutionspolitik und Literatur also gingen in Kroatien Hand in Hand. Welcher Jubel war es doch, als der hundertste Geburtstag Petar Preradović zu feiern war, der letzten Endes doch ein schwarzgelber Offizier, in dieser Zeit als ein Vorkämpfer des nationalen Ideals erschien. Und als die südslawische Akademie der Wissenschaften und Künste in Agram ihr fünfzigstes Wiegenfest beging, da wurden die Ideen ihres Gründers, des Bischofs Strojmaner, so lebendig, als ob der jugoslawische Traum erst gestern geboren worden wäre. Man kann die revolutionäre Bewegung auf Schritt und Tritt in der kroatischen Literatur des letzten Jahres verfolgen. Die Gründung des „Književni Jug“, dem die aus dem Kerker entlassenen Führer des jungen Südslawenschrifttums Barstulović und Andrić Pate standen, bot dem neuen politischen Streben ein kulturell-künstlerisches Zentrum.

Wenn man das wissenschaftliche Leben Kroatiens — und es muß vorläufig von Kroatien allein gesprochen werden, da über Serbien damals noch die Faust militärischer Besetzung lastete — überblicken will, so muß in erster Linie der Tätigkeit gedacht werden, die von der südslawischen Akademie der Wissenschaften und Künste entfaltet wurde. Sie hat alle literarischen Ambitionen gefördert, die auf ihre materielle Hilfe angewiesen waren. Die große Monographie, die Vatroslav Jagić über das Leben und die Werke Juraj Krizanic' schrieb,

¹⁾ *UE* XX, 741 f. und XX, 865 f.

genoß ihre Unterstützung. Damit wurde Krizanic, ein Apostel des Südslawentums, dreihundert Jahre nach seinem Tode, dem Volke, für das er gekämpft und gelitten hatte, neuerlich nahegebracht. Von anderen Werken der Akademie seien Petar Karlić Neuausgabe der Bibelübersetzung Fra Lufa Braćanin's, die Forschungsarbeiten Ferdinand Šišić über Kroatiens historische Vergangenheit, die „Monumenta Habsburgica“ von Emil Lašzowski redigiert, und die Ausgabe der Acta Keglevichiana, die Vjeslav Klaić besorgte, erwähnt. Im „Rad“ veröffentlichte Dr. Gjuro Kőrbler eine interessante Studie über das Leben und das Wirken des dalmatinischen Humanisten Didak des Portugiesen der in der Geschichte des ragusaner Latinismus eine hervorragende Stelle einnahm, und Dr. Stava Pecinovštin-Rastovan unterfuchte die Stellung, die Siegfried Kappers deutsche Dichtung „Fürst Lazar“ zum südslawischen Volkslied einnimmt. Im Auftrage der Akademie schrieb auch B. Dvorniković sein Buch über „den Stand der zeitgenössischen Philosophie“, während P. Karlić die Dramen Palamotić, insbesondere dessen „Pavlimir“, kritisch einrichtete und textlich abschloß.

Den nationalen Einheitsgedanken förderte auch die „Matica Hrvatska“, die sich um die Ausgabe vieler trefflicher Werke Verdienste erwarb. Ihre Tätigkeit galt allen Literaturgebieten. Sie setzte Preise aus für gute Arbeiten, sie regte an und finanzierte, kurz: sie griff immer helfend ein, wo literarischer Ehrgeiz nach Unterstützung schrie. Krsto Pavletić freute sich ihrer Förderung, als er sein Buch „Leben und Werke des Franjo Marčović“ schrieb, Dr. Gjuro Kőrbler gab in ihrem Verlage Gundulić „Osman“ mit Erläuterungen und Einleitung heraus und Prof. Dr. Zlešić sammelte in ihrem Auftrage die Biographien slovenischer Schriftsteller, so den Einheitsgedanken auch in der Literatur betonend. Groß und reichhaltig war die Tätigkeit der „Matica Hrvatska“ auf dem Gebiete des Übersetzungswesens. Aeschylus, Euripides, Schafspeare und viele andere wurden durch sie in den serbokroatischen Bannkreis geschleppt, und das Jahr, in dem Goethes „Faust“ von Ivo Velikanović ins Kroatische übertragen wurde, dürfte einstmals auch ein historisches Datum bilden. Nicht vergessen sei ihrer Arbeiten, die literargeschichtlichem und sprachlich-ethnologischem Wissen galten. Im Schoße der „Matica Hrvatska“ entstand ein epochales Werk, das erste kroatisch-slovenische Wörterbuch. Dr. August Musić hatte es mit Fleiß und Liebe redigiert. Gleichzeitig aber wurde die Sammlung der vielen, schönen Volkslieder Südslawiens fortgesetzt, und Dr. N. Andrić stellte einen Band „Frauenlieder“ in diese Reihe, während Prof. J. Pašarić eine „Ilyrische Anthologie“ fertigstellte.

Es ist selbstverständlich, daß jeder Nationalfeiertag, jedes Erinnern an einen verstorbenen Heros spiegelnd auf die Literatur fiel. Der 100. Geburtstag Petar Prečadović setzte alle Kritikerfedern in Bewegung, Zrinji und Frankopan, die nationalen Märtyrer, wurden anlässlich der Überführung ihrer Gebeine in Sonderheften und zahllosen Essays gefeiert, für Lisinski ließen sich viele Stimmen vernehmen — Antonija Rasković-Cojić Arbeit „Vatroslav Lisinski u krugu Ilira“ („Lisinski im Kreise der Illyrer“) wurde von der Drašković-Stiftung als beste erkannt — und dem toten Cankar, Sloveniens großem Dichter, der im Dezember 1918 starb, folgten viele Nachrufe im Leichenzuge. (Mito Bartulović hat dabei wohl am trefflichsten Leben und Arbeit des toten Poeten zusammengefaßt.) An den wiederkehrenden Todestag Jovan Sterlić, dessen Wirken in einem „Serbischen Brief“²⁾ behandelt wurde, erinnerte Milica Janković, für S. Kranjčević, den größten Lyriker der Südslawen,

schrieb Dr. B. Corović eine erläuternde Broschüre, und Milan Dgrizović gab unter dem Titel „Kroatische Erzähler“ eine Übersicht über die Literaturgeschichte der letzten Jahre.

Daß für das politische Schrifttum wenig Zeit blieb, als die Ereignisse stürmend durch den slawischen Süden tollten, wird erklärlieh scheinen. Es wären nur wenige beachtenswerte Bücher zu nennen, etwa Milivoj Dežmanns Studien zum Südslawischen Problem, betitelt „Južnoslovensko pitanje“ („Südslawische Fragen“), oder Bogumil Bošujaks „Kapitel von der alten slowenischen Demokratie“, oder Franjo Potočujaks „Iz emigracije“ die Erlebnisse und Eindrücke des politischen Flüchtlings im Auslande. Diese Märtyrerrolle, literarisch verwertet, lag den Serben natürlich noch näher. Branislav Nušić, Belgrads aktuellster Lustspieldichter und wichtiger Feuilletonist, brachte ein Tagebuch aus der Fremde mit, „Erlebnisse“, und läßt gegenwärtig eine Broschüre erscheinen, die „die Tragödie des serbischen Volkes vom Beginn bis zum Ende des Krieges“ erzählt. Für Milan Marjanović, der immer in der Politik zu Hause war, gab sich neue Gelegenheit zur Tätigkeit. Sein „Via crucis 1915—1917“ berichtet von der Arbeit des südslawischen Komitees in Paris, Rom, Genf und London. Und wenn Milica Janković von den Gefühlen erzählt, die herrschen, „seitdem wir frei sind“, so spricht sie mehr aus ihrer politischen Erinnerung heraus als aus dichterischem Ehrgeiz.

Von der Politik ist nur ein Schritt zur Geschichte. Die „Matica Hrvatska“ ließ es sich nicht nehmen, „das Leben Karagjorgjes“ in einer serbischen Geschichtsdarstellung herauszugeben, und Dr. Aleksa Jvić lieferte unter dem Titel „Rodoslovnje tablice srpskih dinastija i vlastela“ eine Genealogie des neuen Herrscherhauses. Natürlich endlos ist die Flut von Schriften über Dalmatien, Fiume und das Görzische Land, auf welche Gebiete Südslawien seine nationalen und historischen Ansprüche in zahlreichen Büchern und Broschüren nachweist. Die meisten dieser Abhandlungen waren für das Ausland bestimmt und daher oft auch in einer anderen Sprache geschrieben. Daß „der Mord von Serajewo“ schon historische Vergangenheit ist, beweisen ein Aufsatz Dr. J. A. Ziberts unter diesem Titel und J. Doteneć Unterjuchung „Umor v Sarajevu“. Beide Broschüren kommen zu dem etwas kühnen Schlusse, daß die serbische Regierung von dem geplanten Attentate auf Erzherzog Franz Ferdinand keine Ahnung hatte, die offiziellen Kreise in Wien und Budapest aber mit Wissen diese Katastrophe erwarteten. Unter dem Titel „Vidovdan“ erschien der zweite Band einer illustrierten, vollständig geschriebenen Geschichte des serbischen Krieges, der ja mit einer kurzen Unterbrechung von 1912 bis 1919 dauerte. Als Redakteur dieses großangelegten Werkes fungiert Dušan M. Sijačić.

Als erstes Heft der „Pučka prosvjetna knjižnica“ („Volksaufklärungsbibliothek“) wurde ein Buch von Milivoj B. Janković, „Der kroatische Bauer im neuen Staate“, herausgegeben, eine pädagogisch verfaßte, etwas schematisch operierende Belehrung der Landbevölkerung. Die Idee vom „Armenisch in Krapina“ suchte Professor Gorjanović in einer ganz interessanten Schrift populär zu machen, während Dr. Fran Bubanović in seinem großen Werke „Kemija živih bića“ eine ungemein wertvolle Gelehrtenarbeit über die Chemie der Lebewesen vollendete.

Soziologischen Ambitionen huldigte die Zeitschrift „Jugoslavenska Njiva“, der ihr Herausgeber Juraj Demotrović ein individuelles Gesicht verlieh, und erst die Revolutionereignisse ließen sie auch auf das politische Gebiet überspringen. „Novo društvo“ ist eine sozialistische Revue, in der Bitomir Korać den Standpunkt der südslawischen Sozialdemokratie vertritt.

²⁾ VE XX, 480f.

„Čovek“ nennt sich eine neugegründete Zeitschrift, ihr Leiter ist Mirko Kus-Mikolajev, in der die Politik in einer etwas schärferen Gangart geritten wird. Und schließlich wäre noch die Frauenrevue „Jugoslavenska Zena“ zu erwähnen, die neben literarischen Interessen auch frauenrechtlerische Tendenzen vertritt und in Frau Kveder eine gewandte und gefährliche Wortführerin besitzt.

Es wären schon jetzt die Almanache zu besprechen, die von Dr. Velimir Dežlić, Emil von Laszowski und Stjepan Sirota zu Ehren Trinny und Frankopans herausgegeben wurden, oder der des „Knježevni Jug“ in dem die nationalbewusste Literatur vereinigt ist, oder die der südslawischen Studenten in Agram, oder die der katholischen Akademikerjugend in Serajewo (von Lubomir Marković unter dem Titel „Zrno“ herausgegeben. Und über Zeitschriften und Almanache führt der Weg von Politik zur echten Literatur . . .

II

Die dramatische Kunst der Südslawen hat unstreitig ein Niveau erreicht, das sie als bedeutsam für die Weltliteratur erscheinen läßt. Sie verfügt über junge Talente, die sich reiflos und neu geben. Sie besitzt einen Grundstock, dem das Epitheton „slawisch“ nicht verlaßt werden kann. Noch stehen zwar Voinović und Dariašević im Vordergrund, aber die Jugend drängt nach ihrem Blase, und wenn auch die Werke, die diese beiden geschaffen haben, niemals verblässen können, so will das Neue, Moderne unbedingt Gehör erhalten. Auch in der südslawischen Dramatik revolvierte es. Eine kritische Revue über die Leistungen des letzten Jahres, hier begonnen, bietet manches interessante Moment.

Miroslav Krleža, den Kubulisten, Kühnsten: ich halte ihn für das größte dichterische Talent, das den Kroaten seit langem erkand. Es wird viel von ihm noch als Diktator zu reden sein, doch stehen seine dramatischen Produkte ebenbürtig neben den Werken seiner Poesie. Seine „Legende“ beginnt mit einem Dialog zwischen Christus und dem Schatten, der von dem Heiland fällt und — wie frech! — dessen zweites Ich bedeutet. Der Schatten spricht: „Warum hältst Du dein Sehen und Fühlen zurück? Du liebst doch Maria Magdalena!“ Und er singt, ein vorsintflutlicher Tannhäuser, dem fleischlichen Genuß zu Ehren. Lazars Anferstebuna: der Schatten räsonniert; Gejzemaneth: schon nahen die Häsher, um Jesus Christus zu verhaften, da flüstert der Schatten: „Fliehe! Noch ist es Zeit!“ Die Schlussszene führt auf Golgatha. Unter dem Kreuze kniet Maria Magdalena. Judas liebt sie, doch sie stößt ihn zurück. Da knüpft sich Judas Jhariot, der seinen Herrn aus Eifersucht verraten hatte, an demselben Kreuze auf, an dem der tote Christus hängt. Ist die Idee nicht kühn, nicht frech: menschliche Motive in die Bibelhandlung zu menagen? Die Handlung ist nur lose verbunden, vom dramatischen Standpunkte aus ließen sich Einwände erheben. Aber die Sprache, die Krleža führt! Sie klingt und klingt, ist hoch und hehr. Es scheinen neue Worte, neue Laute, und sind doch die alten. Nur hat sie Krleža in dieser Form zusammengestellt, daß ihre ungeahnte Kraft den Leser bezaubert. Sozialistische Motive entstammt das zweite Werk: „Abenddämmerung“ („U predvečerje“). Eine rauhe Wirtschaftsszene: der betrunkene Mann erwirrt sein armes Weib. Dürftige Handlung, wenn nicht Krležas wunderbare Dialogführung verblühen würde. Red ist auch das Spiel vom „Königsest“ („Kraljevo“). In Kroatien wurde bis zum Umsturz der St. Stefanstag im August feierlich bejagant. An diesem Tage spielt das Stück, läßt Bauern im Gespräch mit dem Finanzbeamten überflüssige Worte verschwenden, bringt Dirnen in allegorischer Frauenbeziehung auf die Bühne, zeigt einen alten, blinden Mann, der Weisheit

und Alter übertrifft, und führt zum Schluß zwei der Walpurgisnacht Entlaufene, einen Ertrunkenen und einen Erhängten, vor die Zuschauer. Zuschauer? Das wäre falsch gesagt. Denn diese Dramen Krležas sind absolut nicht für die Bühne gearbeitet, sie sind literarisch hochwertig und würden theatralische Mieten sein, sie lesen sich als Gedichte und würden ein Theaterauditorium, das Handlung erwartet und den Text überfließt, nur langweilen. Auch der „Michelangelo Buonarroti“ vielleicht das tiefste Werk, das Krleža bisher geschaffen hat, ist kaum für die Bühne geeignet, obwohl seine Handlung schon belebter ist. Michelangelo malt den Plafond einer Kirche, die Rahmenkane ist also ein Baugerüst. Und träumt: visionäre Bilder ziehen vorüber. Der träumende Michelangelo versäumt seine Pflicht. Schon naht der Papst, um ihn zu mahnen. Künstler und Pflichtmensch praxellen aufeinander. Dem ungefümen Genie will der Papst eine Aufmunterung schenken, er läßt ihm einen Geldbeutel zurück. Michelangelo zählt die Taler, es sind dreikria. Der Judaslohn, weil er seine Kunst, sein freies Schaffen verkauft hat. Mit dieser starken, stummen Szene schließt das Stück.

In diesem Herbst soll Krleža seine erste Premiere erleben. Das agrarische Nationaltheater will sein dramatisch stärkstes Werk, den „Christoval Colon“, auf die Bühne bringen. Inhaltlich sei das Drama kurz präzisiert: Die letzte Nacht vor Entdeckung des neuen Erdteils; Sturm wütet das Meer entlang; Matrosen und Sklaven meutern; Schiff droht zu sinken. Die „Mächtigen“ retten Kolumbus vor der Menge, ein Wunder geschieht, der Sturm legt sich, sonnenklar läßt plötzlich das Meer, Schiffsvolk arbeitet wieder. Doch Colon verweigert an dem Erfolg seiner Sendung. Der „Unbekannte“ erscheint auf Deck und legt die rote Admiralsfahne um seinen schwarzen Mantel. Was will dieser Satan? Kolumbus spannt seine Latkraft, das „Neue“ liegt vor ihm, er will seine Leute dorthin führen. Doch diese kleben am Hergebrachten, das Ideal sinkt in ihren Händen, ihren Köpfen zur Materie hinab. Da kündigt Kolumbus den „Mächtigen“ diese Erkenntnis; sie sagen sich los von ihm. Kolumbus schleudert den Apfel, den ihm Satan vom Baum der Erkenntnis gepflückt hat, und fehlt das Ziel. Volk steht wider ihn auf, kreuzigt ihn am Mast. Und während der Hentzerzeremonie zeigt sich das Land. Land, neues, ungekanntes, ungeahntes Land! Im Tode sieht Kolumbus sein Ziel. Er hat gestiegt. — Wie sich dieser kühne Wurf die Bühne erobern soll, bleibt abzuwarten. Heute sei nur gesagt, daß dieses Kolumbusdrama eine mythische Schwere atmet, wie sie seit Dostojewski kein Slawe geschrieben hat.

Von einem zweiten Talente sei die Rede, von dem jungen Dalmatiner Uiberiko Donadini, dessen Erstlingswerk „Abgrund“ („Bezdan“) bei seiner Urausführung aufsehenerregendes Interesse verursachte. Donadini will ein kleiner Webedind sein, rollt Sexualprobleme auf und zeichnet das Milieu einer verderbten Gesellschaft. In diese realistische, besser: veristische Darstellung mischt sich philosophisch-kede Lyrik. Der Autor gibt seinem Stück den Untertitel: vier Szenen. Die ersten zwei bieten Milieuschilderungen, Aufbau. Im Hause des jungen Schubitz hat der Beamte Petrović ihm anvertrautes Geld verspielt. Der reiche Lebeshjüngling will ihm den Verlust nur dann ersetzen, wenn Nina, die Tochter Petrović, allein zu ihm kommt und — eine Nacht bei ihm verbringt. Nina kommt. Ein letztes Wort an den routinierten Liebhaber: „Schuft!“ und Schubitz tötet ihre Jungfräulichkeit. Jetzt erst, in dieser sexuellen Verschränkung, entdeckt Nina ihre Liebe zu dem jungen Mann, freiwillig gehört sie nun ihm, vergessen der Zwang. Sie sank herab, mit ihm, dem Geliebten, mit ihrem Vater, der ein Defraudant ist, mit ihrer Mutter, von der sie verkauft wurde, und sie tanzt im tollen, hektischen Reigen immer näher und näher dem Abgrund zu. Das Stück Donadinis ist dramatisch konzipiert,

im Dialog ausbalanciert und geschickt pointiert, ein modernes Spiel, dem Kraft und Erfolg innewohnen. (Es sei nebenbei erwähnt, daß der Schreiber dieses Briefes die Übersetzung ins Deutsche versucht, um für die dramatische Jugend Kroatiens durch eine Probe zu werben.)

Zur jüngsten Moderne gehört auch Tito Strozzi, dessen „Alan ku“ gleichfalls in diesem Frühjahr zum erstenmal auf die Bühne kam. Die Idee seines Einakters gilt dem Tatarenweib, das in der Erwürgung stirbt. Das Drama ist kein Drama, eher ein Epos. Lyrische Schwächen, reflexive Breiten verschleppen den Gang. Blinder Futurismus verdüstert reale Gegenwart. Und doch, trotz allen Fehlern und Mängeln leuchtet Talent aus dieser Probe.

Und noch ein Junger wäre zu besprechen: Nito Bartulović, der aber nicht revolutionäre Bahnen der Dichtkunst wandelt — obwohl gerade er ein Revolutionär des Lebens ist — sondern kaum über sein Vorbild: Ibsen hinausgeht. „Pešt“ („Kuga“) nennt sich sein Drama. Ein soziales Problem (die Erinnerung an Ibsens „Volksfeind“ ist selten zu bannen) gab ihm Szene und Stoff. Volk und Massen ziehen über die Bühne. Und sie sprechen kluge, klare, vernünftige Worte, etwas im Leitartikelpathos, etwas im Kulissenjargon. Es muß Dichter und Handwerker der Bühne geben. Im goldenen Mittelweg fand sich einmals der Meister. Auch Bartulović sucht hier den Weg. Sein Talent möge ihm hier die richtige Spur weisen.

Unter dem Titel „Ruine“ hat R. S. Habeduš eine Traöödie unseres Zeitalters geschrieben, ein Drama in zwei Bildern. Die Vorrede gilt dem Gebete Joan Putniks, der eine Wiedergeburt in Liebe aus den Ruinen des Krieges erflieht, und der Vorhang fällt über einen Schluß, der die alte Welt, die alten Menschen verdecken will. Und neuerdings öffnet sich das szenarische Bild, um eine neue Welt, neue Gedanken, neue Menschen zu zeigen. Sonnenlicht scheint in Wahrheit und Liebe.

Jetzt wäre wohl von einer Komödie zu reden, die ein jedes Meisterwerk darstellt: Miloš Crnjanski, des immer revoltierenden Dichters, erste Bühnentat: „Die Maske“ („Maska“) Es spielt 1851 im wiener Salon einer wohlkülligen Generalin und bringt die damaligen Serbenführer: Raiacic, den Patriarchen. Danicic, Stratinovic und Branko Radicevic, den Dichter, auf die Bühne. Tofendes Leben erfüllt das Stück, die Bühne wird zum Kaleidoskop, Handlung bestimmt den Dialog. Aber, wie über Habeduš, „Ruine“ und Arlozas Kolumbusdrama sei auch hier ein kritisches Schlusswort für die Bühnenpremiere aufgespart.

Ein Bauernstück ist Joza Ivacic, „Die Nebenbuhlerin“ („Inoše“), ein schlecht gezimmertes dazu. Auch spielt der Krieg in seine Handlung. Es ist naheliegend, daß Enoch Arden in kroatischer Gewandung aufersteht. Und die alte Magd Teza verkündet mit falschem Pathos: „Wisset, daß es nichts Schöneres gibt, als wenn Weib und Mann einträchtig im Hause leben, ihren Feinden zum Trauer, ihren Freunden zur Freude.“ Nein, nein! Nicht auf dieser Fahrt, die sich in gleichniserischer Banalität verliert, nicht in dieser Moralpaukerei und Ekelmuts-tirade liegt die Zukunft der kroatischen Bauernkomödie, von der ich das letztmal begeistert sprach. Und den Dichter, den ich dazu berufen glaubte, hat ein schlechter Einfall aus dem Geleise gebracht. Pecija Petrovic, der mit seinem „Pljusak“ einen großen Erfolg geerntet hatte, schickte Feuer drei Schwänke aus dem Dorfleben unter dem Sammeltitle „Vragolije“ auf die Bühne, die, voll trivialer Komik, alle Geleise gezügelter Mähes zerreißen. Es war ein literarischer Durchfall und ein Bombenerfolg bei dem Vögelpublikum der Kriegsmillionäre. In Elseg erlebte Milan Begovic, der vor dem Kriege als Dramaturg in Hamburg gewirkt hatte, Premiererfreude. Drei lustige Einakter: „Vor der Prüfung“, „Der letzte Tanz des Bischofs von Orleans“ und „Die Klette“ („Cikak“) ein Spiel im herzogwinischen Bauernmilieu, zauberten harmlose Hetterkeit unter die Zu-

schauer. Wenn sie auch an dramatischem Effekt die „Gospodja Walewska“, ein früheres Bühnenwerk Begovic's, nicht erreichten, so zeugten sie doch für saubere, routinierte Theaterarbeit.

Wenn das letzte Werk Svetozar Corovic' „Kao vihor“, besprochen werden soll, so ist gleichzeitig von dem Tode dieses Dichters zu berichten, der kurz nach seinem neuerlichen Bühnenerfolge einem tuberkulösen Leiden erlag. Man hielt Corovic für einen der besten Dramatiker Südslawiens. Er war aber gar kein Dramatiker im Sinne dieser Bezeichnung. Seine Stärke war das Wort, das mächterne, prägnante Prosawort. Mit diesem erzielte er seine Effekte, schrotete Probleme aus, schuf Motive. Sein letztes Drama zeigte ihn nicht ganz auf der Höhe. Sein früheres Schaffen stellt ihn jedoch in eine Reihe mit Dazovic und Vojnovic. Von diesen sei jetzt die Rede. Milan Dazovic hat ein fruchtbares Jahr hinter sich. Zwar hat er kein epochales Werk geschaffen, wie es „Hasanaginica“ und das Drama der „Verkündigung“ vorstellen; aber er hat produktive Kleinarbeit verrichtet. Zunächst die Dramatisierung des Romans Babic Gjalstis „Dämmerung“ („Osvit“) die Gajs Gründung der ersten Kroatenzeitung und das Wiedererwachen der illyrischen Träume schildert. „Jos Hrvatska ni propala“, das Rogiuskowitz vom nicht verlorenen Polenland, es kehrt auch in Kroatiens Geschichte wieder. Für den hundertsten Geburtstag Lisinjs, des größten Helden der Südslawen, schrieb Dazovic ein Festspiel „Nepoznat“, in dem er die letzten Lebensmomente Vatroslav Lisinjs dichterisch visionär gefaltet. Schließlich unterzog er seine jesuitische Komödie „Znterdikt“ („Prokletstvo“) die er vor zirka zehn Jahren zusammen mit Andrija Miletanovic verfaßt hatte und die von einer Zensur, die den ruhigen Schlaf der Agrarmer Domherren ängstlich bewachte, bisher verhütet worden war, einer neuen Bearbeitung, so daß in diesem Herbst der Domofast Taktic auf der agrarmer Bühne erscheinen wird. Joo Vojnovic lag lange krank und kam so nicht in die Lage, etwas Neues zu vollenden. Im Gegenteil: seine „Imperatrix“, sein nach Anlage und Ausführung größtes und tiefstes Werk, harret noch immer des unvollendeten sechsten Aktes. Es wäre schade, wenn dieses meisterhafte Drama ein Torso bleiben würde.

Zu sagen ist noch, daß die Revolution das nationale Fühlen der Südslawen gestärkt und erhöht hat. Auch die dramatische Literatur beweist dies, besonders, was die Buchausgabe und die Bühnentätigkeit betrifft. Viele alte Autoren gewöhnlich nicht die besten, wurden neu aufgeleat und verspätet auf die Rampe gerert. Doch es zeigte sich, daß die dramatische Literatur der Südslawen in der Vergangenheit nicht groß war. Und das Lob, das den Jungen galt, hat für frühere Taten keine Gültigkeit. Die Zukunft aber, dies sei wiederholt, geht einer großen Zukunft entgegen.

Agram

Erich Krünes

(Ein dritter Brief folgt.)

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die weißen Götter. Roman. Von Eduard Stüden. Berlin, Erich Reiß. 550 S.

Die weißen Götter sind die spanischen Soldaten, die unter Führung des Fernando Cortez in das innere Mexiko dringen. Ihren Zug erzählt der Dichter. Er beginnt mit dem Tage der Abfahrt, dem 18. Februar 1519, an dem die elf Schiffe der Spanier im Hafen Havannas die Anker lösten, und schließt mit dem Augusttage desselben Jahres,

an dem die Spanier in Mascaza, der Pforte nach Mexiko, einmarschierten. Die Abenteuer in Mexiko selbst, das Glück und Ende des Ferdinand Cortez, sind den noch kommenden Bänden der Trilogie vorbehalten. Doch die Abenteuer der Spanier, ihre Schreden und ihre Beglückung, sind nur ein Teil des Werkes. Studens Ehrgeiz findet nicht sein Ende im Amt eines späten Chronisten, der das, was man in den Briefen des Cortez und den Büchern spanischer und englischer Geschichtsschreiber findet, mit neuen, helleren Worten erzählt. Auch genügt es ihm nicht, Deuter dessen zu sein, was diese Spanier in ihr fernes Abenteuer trieb, und ihre Herzen, in denen Gottesliebe und Goldgier war, zu entschleiern. Stärker fesselte ihn die andere Welt: Mexiko, das Land des Goldes und der Schreden, das Reich Montezumas. Hier fand sein Fernweh, das ihn so oft schon in die mittelalterlichen Wunder trieb, sein romantisches Sehnen, das von der Bühne herab die smaragdnen Küsten von Avalum pries, seine Freude an prunkvoller Farbe das Land, das er suchte. Das war es, was ihn gereizt haben mag: versunkene Wunder aus ihren Gräbern zu zaubern, erkaltete Glutem neu zu entflammen, ergrauten Palästen den Purpur der Jugend zu geben. Dieser Versuch ist gelungen. Die ganze Pracht des Sonnenuntergangs durchglüht das Buch. Wenn ein Dichter herufen war, durch die Macht der Phantasie und die Kraft seiner Sprache die überladene Schönheit, den schwülen Duft, den wollüstigen Reichtum Mexikos, so wie es Cortez fand, zu erwecken, so war es Studen.

Doch in die Bewunderung mischen sich Zweifel. Man bewundert das Wissen, man achtet das Können. Man schätzt in dieser Zeit der hurtigen Dichter den Ernst, das jahrelange Studium, das Studen auf seine Dichtung verwandt hat. Aber man wünscht auch nicht die Tage der Dahn und Ebers zurück und verwünscht im Lauf der Lektüre mehr als einmal den Staub und Wust, der aus manchem Wäzler auf das Schreibpapier des Dichters sank. Ach, es ist manchmal wie in der Schule bei Eduard Studen: man muß den Atlas aufschlagen, Geschichtstabellen studieren, genealogische Weisheiten merken, in Stammbäumen Nektarn, topographische Zeichnungen machen. Ein Adreßbuch kann nicht gründlicher sein — und was, o zorniger Herr, o Prinzessin Perlmuttschel, o Prinz Öhring-Schlange — mensurzeichnen!

Man würde auch das noch ertragen. Was Karl May von den Knaben, das könnte Studen wohl von den Großen verlangen. Aber man muß es bekennen: Studen weiß nicht zu fesseln. Man ist durchaus nicht gespannt. Denn erstens: es fehlen dem Buche die Menschen. Weder Cortez noch sein Gegenpieler Montezuma sind plastisch gestaltet. Gewiß ist man dankbar, daß Studen die Tat seines Helden nicht pathetisch, nicht im Jambenstil gesteigert hat. Cortez ist eher zu klein als zu groß: man lebt, man atmet nicht mit ihm, man hört den Blutstrom nicht rauschen, der das ruhelose Herz durchschäumt hat. Und zweitens: Studens Baukunst verjagt. Er gibt eine Serie von Episoden, er löst das Geschehen in tausend Momente. Man sieht nicht den großen epischen Strom. Man sieht nur tausend Bäche und Bächlein, in die er zerrinnt. Das Auge kommt nicht zur Ruhe: es hat, wie vor der zappelnden Leinwand des Kinos, flimmernde Bilder in Eile zu haschen. So ermüdet das Auge, indes die anderen Sinne untätig bleiben. Ach, es ist schade. Der Grundriß schien so gewaltig, doch die Fassade mit ihren Türmen und Türmchen hat ihn verdorben.

Düsseldorf

Heinz Stolz

Die Galeere. Roman. Von Ernst Weiß. Berlin 1919, S. Fischer. 296 S. M. 5.—

Die Galeere ist die strenge, unbarmherzige Wissenschaft, die ihre großen Jünger grausam an die Ruderbänke schmieben läßt. Sie fahren an den wundervollsten Dingen und Erscheinungen vorbei, aber sie dürfen nicht landen, um sich diesen in Kauf und Lust hinzugeben wie die anderen Men-

sch. Auch der junge Erich Gylbenal, eine Hoffnung der physikalischen Medizin, ist solch ein Ruderklave. Schon nahe seinem dreißigsten Lebensjahre weiß er noch nichts von dem Erlebnis des Mannes. Mönchisch lebt er seinem Wissen. Nur dumpf spürt er die Spannung der Geschlechtlichkeit in sich. Da begegnet ihm eine junge Russin, sie lödt, er begehrt sie, sie verweigert sich ihm. Er sitzt sie von sich, und nun braut die Qual erwehnt und nicht befriedigter Erotik über ihn hin. Der Schlaf flieht ihn, er zwingt ihn mit Gift herbei und gebraucht solches, um seinem Gehirn die höchste Energie zur wissenschaftlichen Arbeit abzugewinnen. Es gelingt ihm nur mit bösen körperlichen Opfern. Der Zusammenbruch seines Geistes ist nahe. Eine süße, stille Liebe rettet ihn noch einmal; ein Weiß, in seiner geistigen Gestalt wundervoll geschildert, gibt sich ihm in Demut. Er erlebt mit staunender Seele das Mysterium der Liebe, wunderfame Monate lang. Aber die Galeere wartet am Ufer der seeligen Insel. Sie zwingt ihn wieder in ihre Kette, der eisige Geist des Wissenschaftlers erstickt das heilig-heiße Flämmchen in seiner Seele. Einsam, armselig als Mensch, angestaunt, groß als Märtyrer seines Berufes stirbt er. Endlich wieder einmal ein Roman, der eine festgeschlossene Form hat, reich an Handlung und abenteuerlichem Geist ist. Die Gegenspieler sind scharf herausgezeichnet, die wienener Landschaft ohne Kitschigkeit geschildert und die Sprache ist von anschaulicher Klarheit. Ernst Weiß, sein Dichter, bedeutet schon eine Zukunft für den neuen deutschen Roman.

Rißbüchel (Nord-Tirol)

Alfons Pehold

Die goldene Maske. Von Heinz Salmon. Umschlag-Zeichnung von R. Kellerhals. Berlin 1919, Alb. Gräbel Nachf. 264 S. M. 10.—

Als ein berliner Theaterkritiker, der bei Abfassung seiner Berichte auf verbotenen Wegen abgefahrt worden war, für einige Zeit von der Bildfläche zu verschwinden geruhte, äußerte der witzige Stettenheim, K. sei nach England gefahren, um den „Hamlet“ zu schreiben. Herr Heinz Salmon, bisher wohl ein K. in der Literatur, hielt es anscheinend für eine Notwendigkeit, den „Dorian Gray“ noch einmal zu schreiben. „Ein moderner Schriftsteller“, läßt er seinen in Geist ertrinkenden Klugredner ausrufen, „debütiert meistens mit etwas, von dem der weiße Ben Afrika gefagt haben würde, daß es schon dagewesen sei.“ Stimmt auffallend für diesen Roman. Bis zur Lächerlichkeit kopiert er bewußt sein Vorbild. Alles, aber auch alles ist übernommen: Handlung, Charaktere, Dialog, noch das Vorwort. Dazugekommen sind zwei oder drei Züge aus dem Leben Oscar Wildes, dem das Buch gewidmet ist. Das Bildnis hat sich in eine goldene Maske verwandelt; der schöne Dorian und der zynische Lord Henry sind in den einen Alexander Eberhard zusammengefloßen. Selbst auf die Nebengestalten erstreckt sich der Nachbildungstrieb (die Zirkustänzerin Jita = Sybil Vane, der eiferfüchtige Neger = Matrose). Das Feuerwerk der Unterhaltung wird böse verwässert. Wenn Wilde einmal sagen läßt, Pünktlichkeit sei der Dieb der Zeit, so macht sein Nachtreter daraus folgendes: „Übrigens ist Pünktlichkeit vom Ubel. Sie zeigt, daß man den Dingen Bedeutung beimißt, daß man sie ernst nimmt.“ Es wimmelt von solchem Geist-Erfaß. Die Nachfassung geht so weit, daß der deutsche Kutscher seinen Herrn mit „Ew. Lordschaft“ anredet. — Als Wilde gefragt wurde, worin das Verbrechen seines Dorian bestand, gab er lachend zur Antwort: „he dropped his h's“ (eine sprachliche Eigentümlichkeit des ungebildeten Londoners). Auch das scheint für die Stilübung des Herrn Salmon insofern richtungweisend gewesen zu sein, als er seine gar nicht geringen Kunstkenntnisse und seine nicht alltägliche Belesenheit öfters durch die falsche Schreibung der Fremdwörter beeinträchtigt. Mit Kunst hat der Versuch so viel zu tun, wie wenn Dilettanten sich ans Klavier setzen und über ein gegebenes Thema phantastieren.

Berlin

Max Weyerfeld

Der fröhliche Tote. Von Hans Steiger. Innsbruck-Wien-München, Verlagsanstalt Tyrolia. 215 S. M. 4,50.

Der fröhliche Tote bildet die Eingangsnovelle und behandelt das Begräbnis eines Krüdenbergers aus Italien, der starb, weil ihn Vittorio Emanuele zu seinem Soldaten machen wollte. Nachdem er sich auf dem eben einsam gewordenen Friedhof in Gegenwart des Erzählers alles dessen erledigt, was an Tod und Bestattung erinnert, begibt er sich in die Schweiz, um dort zu warten, bis „der Hexensabbat“ zu Ende ist.

Der Inhalt ist weder neu, noch eigenartig, der Gegenstand zum mindesten nicht gerade anziehend. Aber die Form ist witzig und flott.

Auch die folgende Novelle, „Der Einbrecher“, ist kurz, sprudelnd und nicht ohne Humor erzählt.

Dann gibt es wieder ernstere, auch mystische und symbolische Stücke, die alle einer gewandten Feder entfloßen sind, wie „Der weiße Berg“, „Dunkelheit“, „Die Villa im Himmelreich“ ohne etwas Hastendes zu haben.

Das war wohl auch gar nicht die Absicht des Verfassers. Ihm kam es mehr auf Augenblicksbilder und Augenbläseindrücke an. Auch in die „Gesichte“, wie „Doktor Heiland“ stiehlt sich der humoristisch witzelnde Ton. In alle Stücke der Sammlung aber spielt der unglückliche Krieg hinein und die Freude des Verfassers, ihm und seinen Schreken entronnen zu sein, so daß die Titelnovelle „Der fröhliche Tote“ für die ganze Sammlung typisch wird und sogar ein gewisses symbolisches Selbstbekenntnis des Verfassers darstellt, der in einem Nachwort gesteht: „Ich habe den unglücklichsten und wohl auch unverantwortlichsten Krieg aller Kriege überlebt. Nun ja, ich verstehe zur Not den Trojanischen Krieg, die Kreuzzüge, die Boxerschlachten; ich verstehe den Krieg, der von Söldnern, von Narren oder von lauter heilig Entzückten geführt wird, ich begreife den Krieg, den man für Hochziele oder wider fremde Eindringlinge ins Werk setzt, — den Weltkrieg aber, der in allen Ländern nur mit Zwang oder Lüge begonnen und nur nach gänzlicher Unterdrückung freier Meinungsäußerung durch viereinhalb Jahre ausgehalten werden konnte, den erfasse ich nun einfach nicht.“

Es ist ein Österreicher, der dies bekennet.

Im übrigen ist manches Gute und Zarte, mancher feine Hauch von Poesie und verborgener Schönheit in den Stücken dieser Sammlung.

Danzig

Artur Brausewetter

Die Windmühle. Novellen rheinischer Dichter. Hrsg. von Curt Mored. Zeitbücher Bd. 94. Konstanz 1919, Neuß & Zita. 85 S. M. 0,90.

Dem Titel nach könnte eine solche Anthologie eine köstliche Fundgrube sein: diese ist leider nahezu das Gegenteil. Schuld daran trägt der Herausgeber, der selbst für dieses Buch eine höchst belanglose Erzählung schrieb. Er stellt sie neben Schmidbomms wuchtig expressionistische „Elf-tausend Jungfrauen in Eöln“, neben Eulenberg's phantastische Grotteste vom Tod der Mühle, neben eine ganz wunderbar durchgearbeitete Erzählung des klugen Alfons Paquet. Hieneben steht Curt Mored, der auch Rudolf Herzog Gastrecht gewährt. Fraglich bleibt, ob der Herausgeber etwa Herzog meint, wenn er in seiner Einleitung von den „Namen der Größten, deren Wirken für deutsches Geistesleben entscheidend war“, spricht. Einleitungen zu solchen Heimat-kunzt-Anthologien verleiten leicht zu Übertreibungen und Annäherungen: Goethe ist ebensowenig ein Repräsentant rheinischer Dichtung, wie „des jüngsten Geschlechts Beste, die heute für den Sieg des neuen Geistes kämpfen“, nur den Ufern des Rheins entstammen. Heimatliebe darf nicht zu Parteilichkeit führen. Hier hat dieser Fehler ein Buch mit schönen Anfängen verdorben. — Auch wäre es besser gewesen, von Heinrich Versch, der eine sehr unbedeutende Arbeit zu dem Buch beigezeichnet hat, nicht zu behaupten, er sei bekannt geworden durch „eine von tiefer Menschlichkeit erfüllten, den Begriff einer neuen Brüderlichkeit fest-

genden Kriegsdichtungen“. Bekannt geworden ist Versch durch jene nicht gerade für Menschlichkeit und Brüderlichkeit zeugende Forderung, daß für jede Träne, die unsere Frauen verlieren, tausend Franzosen in den Himmel spazieren müßten. — Es ist schon eine sehr unerfreuliche Anthologie.

Mannheim

Paul Nikolaus

Katharina. Drei Novellen. Von Karl Bulde. Die Zeitbücher Bd. 91. Konstanz 1919, Neuß & Zita. 80 S. M. 0,90.

Diese drei Novellen eines wahrhaft dichterisch empfindenden Menschen sind von einer tiefen Innigkeit erfüllt und von einem wahrhaften Glauben an das Gute und Gute im Menschen. Mit einer wunderbar milden Hand sind hier zarte Kindheits-erinnerungen aufgezeichnet, umspielt von einem strahlenden Humor, der selbst dort nicht eine zeitliche Grenze findet, wo er in einer Pointe endet. Dies ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die sonnige Sicherheit des Humors, wenn sie nur echte Hingabe ist, von einem Witz nicht erschlagen werden kann.

Mannheim

Paul Nikolaus

Nach der Heimat mücht' ich wieder! Roman. Von Roderich Meinhart. Leipzig 1919, Theodor Weichert. 284 S. M. 5,50.

Nach einer Vorbemerkung des Verfassers wurde dieser Roman 1917 verfaßt, das Erscheinen aber durch die Militärzensur verboten. Obwohl die Ereignisse Meinhart in keiner Weise recht gaben — er geht davon aus, daß der Weltkrieg unentschieden abgebrochen werden mußte, die wiener Truppen ihren Einzug feiern und von Kaiser Karl begrüßt werden — wollte sich der Autor nicht dazu verstehen, dieses in jeder Hinsicht bedeutungslose Buch vor dem Erscheinen zu bewahren. Daß er für den Anschluß Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich schwärmt, ist wirklich keine genügende Entschuldigung für diese Sammlung veralteter, unzeitgemäßer Leitartikel und für die Zeichnung von Gestalten, die jeden Interesses entbehren. Fordern muß man, daß jemand, der das Deutschtum so verherrlicht, vor allem der deutschen Sprache ihre Rechte lasse und u. v. a. nicht „darauf vergesse“, sich zunächst einmal eine deutsche Sprachlehre anzuschaffen.

Bern

Friedrich Hirth

Lyrisches

Mutter. Eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe. Hrsg. von Fritz Droop. München 1919, Franz Hanfstengel. 226 S. M. 5,—.

So gern man gerade ein Buch solchen Gegenstandes rühmte, es ist nicht möglich. Neben wirklichen Gedichten von Hebbel oder Groth, Paquet oder Versch enthält die Sammlung ein Übermaß von Gedichten, die nur wie Lyrik aussehen. Es gibt zahlreiche Muttergedichte, die auch nicht schlechter sind als der Durchschnitt der aufgenommenen und hier nicht abgedruckt sind; man kann nicht eben sagen, daß sie fehlen: aber man erkennt nicht das Gefühl aus Gefühl und Einsicht, unter dem dies Buch wuchs oder gearbeitet ward. Jedoch, manche Gedichte fehlen wirklich, wesentliche Stücke, die imstande wären, das Kielgewicht des Buches bedeutend zu vermehren: Claudius' „Wiegenlied“, „Das ungeborene Leben“ von Agnes Miegel. Profaworte, zum Beispiel ein starkes Wort von Emil Götts, sind eingeflochten, aber auch hier: welcher Reichtum liegt offen, wenn man sich in der deutschen Prosa umsehen würde; auch hier hat man den Eindruck des Zufälligen. Damit die Sammlung ihres Themas würdig gestaltet werde, müßten über die Hälfte der Gedichte ausgeschieden, eine geringe Zahl gewichtiger Stücke nachgehoben werden; auch die eine oder andere Ballade gehört in diesen Umkreis, zum Beispiel die fallsteife von der Mutter, welche ihren Sohn vom Tode befreit, indem

sie ein Feld bis zum Sonnenuntergang abmäht, und dann tot hinstürzt; schließlich Prosa, einzelne Worte und, außerdem, womöglich, ganze Abzüge und Stücke, wie Goethes „Aristeia der Mutter“.

Berlin

Ernst Lissauer

Unser Hoffmann von Gallersleben. Die Vaterlandslieder, Kriegs- und Soldatenelänge des Dichters. Dar- geboten von Hans Sturm. Mit Zeichnungen von Otto Annemann. Gedruckt und verlegt im Kriegsjahr 1918. Frankfurt a. M., Englert & Sjögger. 116 S. M. 12,—.

Hoffmanns Kriegs- und Soldatenlieder sind hier im Vorjahre als eine Gabe an unser kriegsführendes Volk zusammengestellt und geschmückt worden. Einige Bemerkungen grundsätzlicher Art ergeben sich bei diesem Anlaß.

Die eigentliche Lyrik hat ihre Musik in sich selbst; es gibt Lieder von so hoher musikalischer Fülle und Begnadung, daß eine Steigerung durch einströmenden Gesang kaum denkbar erscheint; zum Beispiel „Der Spinnerin Nachtlid“ von Brentano. Daneben aber gibt es „Lieder zum Singen“, gleichsam Texte von Natur, die ein eigenes Leben ebensowenig führen wie Texte zu Opern und Singspielen. Sie sind nur die erste Hälfte eines lyrischen Kunstwerkes, eine bestimmte Art von musikalisch anzuwendender Lyrik. Dies ist der Charakter der hoffmannschen Lieder durchweg, der Kriegs- wie der Natur- wie der Kinderlieder.

Diese Soldatenlieder sind, vielleicht von einzelnen Wendungen abgesehen, eigene Dichtungen Hoffmanns, und dennoch sind sie nicht original, sondern den alten Landsknechtsliedern des sechzehnten oder den Reiterliedern des achtzehnten Jahrhunderts nachgebildet. Nicht gerade durchgepaßt, aber nach älteren Vorlagen gezeichnet; selbständiger als verwandte Erzeugnisse von Baumbach oder Wolff, gleichwohl trotz mancher netten Bildlichkeit eine Imitation wie die Renaissance- und Rokoko Möbel.

Uns, die wir soeben den grauenvollsten aller Kriege enden sehen, erscheint es unbegreiflich, wie diese Soldatenlieder, mehr noch, wie ihre Vorbilder gedichtet werden konnten. Aber es ist nicht überflüssig, gerade heute, an die Landsknechts- und Husarenlieder zu erinnern. Es gibt Naturen, und es wird sie immer geben, denen die Freude am physischen Kampfe, an Gefahr, Abenteuer, Schwimmen eingeboren ist. Ihnen ist der Krieg wirklich „frisch und fröhlich“, jene Reiterlieder beweisen es; wie sonst wären sie entstanden? Einer Epoche, die alle, auch die Unkriegerischen, ja schließlich die Unbrauchbaren, heranzog, mußten solche Gedichte und diese gesamte Auffassung des Krieges unverständlich werden. Kehrt das Freiwilligen- und Werbesystem endgültig wieder, werden die Krieger wieder ein Stand, so wird man auch die alten Lieder ihres Standes wieder verstehen und würdigen als lebendigen Ausruf und Ausdruck spezifischer Naturelle.

Berlin

Ernst Lissauer

Dramatisches

Der tugendhafte Glücksritter. — **Die frohe Stadt des Reichthums.** — **Das letzte Mennett.** Komödien. Von Jacinto Benavente. München 1919, Georg Müller. 314 S. M. 9,— (12,—).

Menschliches, Allzumenschliches, Verlogenes wie Ewig-wahres, im alten Glittergewand der Commedia dell'arte. Da huscht Harlekin und Kolombine, da stolpert Policinell und Pantalon, da intrigieren Crispin und Sirene, da schlagen Osterienwirt und Doctor juris ihre groteskeren Puzelbäume, da hagelt es Lieder und Schelte zwischen ausgehungerten Herumlungerern und satten Plebejern, da verfährt sich einfältige Unschuld in heimtückisch ausgelegtem Liebesgarn, da kommen Rechtschaffene zu Fall, während Schelme über sie hinweg sich emporzuschwingen, da triumphieren Vaster und spitzfindiger Sophismus und erweisen dem Verblendeten, wie doch alles irdische Treiben ein törichter Wahn, Aberwitz in tausend Spielarten in einem riesigen Narrenhaus. Der wacklige, holpernde Thes-

piskarren rollt an; rasch sind die Komödianten zur Hand, paden, als eigene Schöpfer ihres Geschicks, mit harten, schwierigen Fäusten zu, zimmern mit hurtigen Hieben ihr Schaugerüst — ihre Welt sich zurecht, und die alte Stieg-reisikomödie kann losgehen zum millionten Male. Stets der leidige abgegriffene Fliederstaat mit seinem ganzen inneren Jammer: Leben, über dessen Hohlheit, Kürze und Nichtigkeit wir uns mit eitel Wortgeflunker, Kniffen und Einfällen, Träumereien, Wünschen und Sehnsüchten — Idealen, hinwegzutäuschen, hinwegzulügen suchen. Instinktiv ahnend, daß diese knappe Spanne, die uns als „Erdendasein“ zugemessen, nichts denn Vertennung und Irrwahn heut, den wir vor uns selber mit aller Macht leugnen müssen, wollen wir uns aufrecht erhalten, sollen wir nicht bei soviel Schidungen hilflos untergehen. Und so steden wir ein jeglicher uns eine Welt ab, füllen lebens-trunken den alten Schlauch mit neuem Wein, auf daß dabei das frohe Scherzspiel uns besser behage, das nur zu oft indessen zur Tragödie sich wandelt: das Spiel von Zeugung, Geborenwerden, Emporkreuchen, Schaffen und Bladen, Hoffen und Harren, von Liebes- wie Lebensnot, von Glück und Enttäuschung, Verschleiden und — Ver-gessenwerden. Die Tragödie des Menschen! — Die erste Dichtung Benaventes erweist sich, in diesem Sinn, als ein weltkluges Maskenspiel; die andere bringt dessen Fort-setzung und Erweiterung zur Komödie; das kurze dritte Bühnenpiel dagegen ist eins der in Spanien so beliebten Entremeses. — Eine lyrische Stelle findet im übrigen sich in diesem Buch, eine wahre Perle, deren Schlußverse ich mir nicht versagen kann, hierherzulegen:

„O Seele meiner Mutter! Ist das Licht
des Sternes, der durch diese Nacht wie eine Träne
von em'ger Liebe zittert, ist's nicht deiner Augen
Licht?

Sag du ihr, Mutter, sag ihr, die ich liebe, daß
ich auf Erden niemand liebte, als nur dich,
und daß mit deinem Tode mich nur das Licht des
Sternes küßt!

O Seele meiner Mutter!

Ich hab' hinieden niemand als nur dich geliebt!
Seit deinem Tode hat mich nur das Licht des
Sternes geküßt.“

Wer in so innigen, so seelenvollen Tönen der Mutter-
liebe einen Denkstein kindlicher Ehrfurcht zu setzen ver-
steht, der ist weit mehr als ein begabter Dramatiker —
ist ein Dichter!

Wien

Martin Bruffot

Literaturwissenschaftliches

Briefe an einen Freund. Von Emil Gött. Nebst
einer literarischen Nachlese herausgegeben von Gustav
Manz. München 1919, C. S. Beck. 194 S. M. 6,—.

Diese Sammlung von Briefen des zu früh ge-
storbenen badischen Dichters der „Verbotenen Früchte“
an seinen Freund, den bekannten Leiter der Beilage
der „Täglichen Rundschau“, sind das ergreifende Zeugnis
eines ruhelosen Strebenden, eines Menschen, dem es mit
dem Leben fast noch mehr ernst war, als mit der Kunst,
den ein starkes inneres Ethos trieb, sein Leben durch
die Tat auf eine ureigene und gesunde Grundlage zu
stellen, um als ein auf eigener Scholle stehender Freier
dann seine ganze Muße der Muse weihen zu können.
Aber ein allzugroßer Idealismus des Wollens band sich
nicht mit einer gleich starken praktischen Begabung. So
war denn Gött's Lebensweg von Dornen überwuchert, die in
Gestalt von ewigen Hindernissen, Geldnöten, Vorschüssen und
Krankheit ihm den Aufstieg zu sich selbst äußerlich fast
unmöglich machten, wenn sie ihn auch durch viele Wunden
und Enttäuschungen vertieften.

Gött's ergreifende Briefe, die immer wieder Zeugnis
einer in seinem tiefsten Wesen begründeten Lebensnot,
einer allzu großen Zersplitterung der Interessen, eines Zu-

vielwollens bei unzureichenden Vorbedingungen für ein auch nur leidliches Gelingen sind, bilden ein wunderbares Gegenstück zu den Briefen eines Flaubert an die alternde George Sand. Dort der naturfremde, hagestolze, einsiedlerische Franzose, der sich von allem, was Leben heißt, hermetisch abschließt, um in gefräßiger Monomanie sich ganz in seinem Schaffen zu verzehren, nur noch Medium seiner Arbeit, wie der Geizhals seines Geldes, in seiner grauenvoll-asketischen Einseitigkeit stark und gesammelt, — hier dieser deutsche Schwärmer und Idealist, der das Leben erst von Grund aus „reformieren“ will, um dann aus diesem Jungborn der Tat den Zauberrand der künstlerischen Phantasie zu tun, ein in den Dornen der realen Widerstände sich verheddernder Kämpfer, dessen zähe Allemannnatur ihm doch verbietet, sieglos die Waffen zu strecken, so daß er eher stirbt, als sich ergibt.

Anläufe einer Lebensromantik, ins „Freie“ durchzubrechen, sei es als Wanderer zu Tolstoi, sei es als Helfer zu den Buren, bleiben im Ansatz stecken, da die Schwere der deutschen Natur und das Heimatgefühl des Dichters zu stark sind, er eben doch im Grunde auch durch eine gewisse Unentschlossenheit des Charakters und ethische Gewissensbindung gebremmt ist. Und so zerrt er weiter an dem Strick, an den er sich selber angebunden hat, und zerreibt sich in dem ewigen Dilemma zwischen Hand- und Kopfarbeit. Fern von den Zentren geistigen Lebens verliert er den Zusammenhang, den nur die stets tatbereite Freundschaft des Herausgebers der Briefe aufrecht hält; er versteht es nicht, Erfolge auszunutzen, ja er verschmäht es sogar aus einem instinktiven Reinlichkeitsgefühl. Er quält sich mit Plänen herum, die jahrelang nicht vorwärts kommen und stirbt dann, zerrieben durch ein jahrzehntelanges Martyrium, Bauer und Kunstdichter zugleich sein zu wollen, zum Volkskünstler zu schwerblütig und subjektiv ehe er seine „deutschen“ Werke schaffen konnte. So bleibt sein Leben ein tragischer Torso, ähnlich wie das Otto Ludwig's, wenn auch ohne dessen erzählerische Bodenständigkeit und Kraft.

Sinterläßt so diese Sammlung von Briefen einen lehrthief zerrißenen Eindruck, so zeigt sie uns doch durch alle Schwächen eines uneinheitlichen Menschen sein echtes deutsches Wesen und sein Herz. Göttis Tragik ist vielleicht die tiefste Tragik des Urdeutschen, der an sich der Natur viel näher steht als der Kunst und der über dem „Leben aus zweiter Hand“ das eigentliche Leben nicht „verlieren“ will: auch noch als Tatmensch mehr Träumer denn als Künstler vollbewußt Gestaltender.

Berlin

Paul Friedrich

Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Von Eduard Mörike. Des Dichters Wispeliaden unter Abbildung von Handschriften und Zeichnungen herausgegeben von Walter Eggert Windegg. Stuttgart 1919, Streder & Schröder. 155 S.

Der Herausgeber, der im Jahre 1907 Mörikes zierliches und aufschlußreiches Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843—47 in einem hübschen Faksimile-Druck dargestellt hat, liefert hier dem Kenner und Feinschmecker eine andere Mörike-Delikatesse in gleich reizvoller Aufmachung, die sogenannten Wispeliaden. Es sind das barocke Schnurpfeifereien, in denen des großen Pfrifers außerordentlich starke Begabung für gelegentlichen höheren Wölbhinn ihre ergößlichste Blüte getrieben hat. Wispel ist eine der von Mörike erfundenen Gestalten (gleich dem Sicherem Mann), von denen er und seine Nächsten wie von lebenden alten Bekannten sprachen und briefwechselten und denen sie allerlei mimisch höchst lebendige Rollen in einem eigens zurechtgebesselten grotesk-fomischen Stil auf den Leib schrieben. Für den Druck war dergleichen nicht bestimmt. Das Gelungenste ist Wispels Gedichtsammlung „Sommerprossen“, die der Herausgeber in allen ihren charakteristischen kalligraphischen Verschnörkelungen wiederum faksimiliert vorlegt. Neues enthält das launige Bändchen nicht; ich habe die Wispeliaden bereits vor zehn

Jahren in meiner kritischen Mörike-Ausgabe nach den Handschriften abgedruckt und erläutert.

Bern

Harry Wagn

Verschiedenes

Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Von Dr. v. Stein, General der Artillerie z. V., Kriegsminister a. D. Leipzig 1919, K. F. Koehler. 16 S. M. 10,— (14,50).

Erzählung von Stein hat sich gleich im Anfang des Krieges, als er die ersten anderthalb Monate hindurch als Generalquartiermeister den Tagesbericht zu redigieren hatte, den Ruf eines mustergültigen Stilisten verdient; allgemein sprach man anerkennend von den „Worten von Stein“. In seinen bald nach dem Zusammenbruch niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten behauptet er diesen Rang durchaus. Seine Ausdrucksweise ist überall kristallklar und durchsichtig. Eine Belastung mit Nebenfragen und Schachtelungen, wie sie Nord von Wartenburg (dem er in manchem Urteile, z. B. über den Mohammedanismus, bezeugt) über Gebühr verwendet, stört nirgends. Nur drei Unvollkommenheiten sind mir aufgefallen: einmal die unterschiedlose Behandlung von „als“ und „wie“ nach Komparativen, zweitens der dreimalige Gebrauch der Form „überführt“, wo es „übergeführt“ heißen sollte, und drittens das allzuhäufige, nur in Nordwestdeutschland übliche Weglassen des Hilfszeitwortes „worden“ im Passiv. Stein sagt: „Wie 1870, so ist auch bei diesem Aufmarsche (von 1914) die Heeresleitung mit Arbeiten, die ihn betrafen, so gut wie nicht in Anspruch genommen.“ Oder: „Etwas stiefmütterlich sind die Zahnärzte behandelt“ (er meint nicht jetzt, dauernd, sondern damals!). Oder: „Unzählige Reiteroffiziere sind auch in die Infanterie eingestellt“ (die letzte Klammer gilt auch hier). Oder: „Weshalb sind nicht Unteroffiziere und geeignete Mannschaften zu Offizieren befördert?“ (desgleichen!). Dies fast grundsätzliche Fehlen des die vergangene Einmaligkeit vermittelnden Wortes empfinde ich als Härte, weil es hier und da Mißdeutungen zuläßt. Vielleicht ist auch die Wendung: „alles schien geordnet“ (ergänze: zu sein!) nicht als vorbildlich zu empfehlen. Doch das wäre auch alles, was an Eigenheiten diesem Muster anzuhängen wäre.

Sachlich gibt sich dies Buch, wo es erzählt, als Plauderei, wo es urteilt, als Bekenntnis. Man lernt den Verfasser kennen als einen Offizier von altem Schrot und Korn, Königstreue und Gottesfurcht sind von ihm nicht zu trennen. Bei aller sozialen Gesinnung, die er ja als Kriegsminister vom 29. Oktober 1916 bis zum 9. Oktober 1918 in unzähligen Einzeldingen betätigt hat, ist er von Standesvorurteilen nicht frei (vgl. die Bemerkung über die Offiziersbeförderung auf S. 157). Vor harten Strafen im Felde scheut er nicht zurück, weil er sie in solchen Ausnahmefällen für unentbehrlich hält; Milde oder gar Schwanken bedeutet dann ein Verbrechen am Ganzen, („Neuterei die Folge von Schläffheit“: S. 117). Politik ist nicht seine Stärke; davon zeugen z. B. die Glossen über Neuseeland auf S. 124 oder über Kühlmann auf S. 172 und die irtümliche Auffassung über den Hergang der Revolution (S. 192). Doch ist er belesen und reich an historischer Kenntnis. Wie ein roter Faden zieht sich durch seine Betrachtungen der in vielen Einzelheiten erbrachte Nachweis von der Länge des Krieges als der durchschlagendsten Ursache des Niederbruchs; unsere Kraft war im buchstäblichen Sinne des Wortes erschöpft, wir konnten nicht mehr. Das ist sicher der einzig richtige Standpunkt, wenn man den Wiederaufbau ehrlich herbeiwünscht; die ewigen Anklagen und Wiederklagen bewirken das Gegenteil. Daß wir es mit einem aufrechten und aufrichtigen Manne zu tun haben, bekundet das Buch durch zahlreiche Belege. Ich erwähne nur die Geschichte von der Ablehnung und der Einführung von etatsmäßigen Militärlehrern an der Kriegsakademie (S. 100), von dem zwiespältigen Verhalten der Mehrheitssozialdemokratie (S.

118) und des Prinzen Max von Baden (S. 131 und 135) oder von den Mängeln der nach dem Orient befehligten Offiziere (S. 176). Menschlichkeiten werden getrost zu- und preisgegeben; so die Unfähigkeit mancher Offiziere zur Aufrechterhaltung der Manneszucht (S. 146 und 149), die gelegentlich recht fühlbare Anzulänglichkeit in der Munitionsversorgung (S. 73), die Unlust zu Änderungen im Kriege (S. 85), die Verläumdung im Hinauffräuben der Dienstpflicht und im Austämmen der Zurückgestellten (1918 noch über eine Million! S. 95 und 98). Von der Tätigkeit des Freiherrn Magnus von Braun oder des Ministerialdirektors Deutelmojer als Pressechefs (S. 102 paßt auf beide) hegt Stein keine große Meinung; ebenso wenig von dem Hilfsdienstgesetz in der Fassung des Reichstags (S. 109). Letzterer kommt überhaupt nicht gut weg; das stimmt ja zu der Gesamtschauung des Verfassers. In der Beurteilung der aus Angst gezeugten Entschlüsse vom 19. Juli 1917 (S. 111) stimme ich mit ihm überein; im Kriege können Halbheiten nun äußerst verderblich wirken. Dasselbe gilt von dem Treiben der rabiaten Pazifisten (S. 121) und der Unabhängigen Sozialisten (S. 125, 155, 166). Treffend sind die Bemerkungen über den Rhythmus in der allgemeinen Entwicklung (S. 121; wofür ich auf meinen Beitrag zur Lampecht-Festschrift von 1909 hinweisen darf, betitelt: „Gedanken und Fragen zur Anwendbarkeit des Gesetzes von der Erhaltung der Energie auf die Geschichtswissenschaft“), über das Verhältnis der deutschen Stämme zueinander (S. 151 f.), über die durch den Weltkrieg vermittelte Mehrung der geographischen Kenntnisse (S. 183). Eingebildetsein ist ihm fremd: das belegt der Satz auf S. 141: „Zum Gebrauch der Artillerie genügte das kleine Einmaleins.“ Anspruch auf Beachtung haben auch Steins Urteile über die Juden (S. 165 f., 186), über Polen (S. 169 f.), über Bulgariens Schuld (S. 174) oder über führende Männer wie den Kaiser und das persönliche Regiment (S. 26, 32, 34, 61, 71 und 190), Lubendorff (S. 28, 179, 193), von Waldow (S. 88), den Vatikan (S. 89), von Bethmann Hollweg (S. 43 und 132 f.), Michaelis und von Hertling (S. 134), Enver Pascha (S. 178), die Abgg. Erzberger (S. 134), von Payer (S. 103 und 135) und Ebert (S. 158). Meisthaft gekennzeichnet ist Graf Schlieffen (S. 29; vgl. dazu die Randbemerkung über das belgische Problem auf S. 33 im Zusammenhange mit den ersten Sätzen auf S. 43!). Wertwürdig scharf urteilt Stein über Kaiser Karl (S. 167 f. und 170); er wird wohl triftige Gründe dafür haben.

Historisch wichtig sind folgende Mitteilungen. Als die ersten Nachrichten über Lüttich ungünstig lauteten, hat Kaiser Wilhelm zu Moltke gesagt: „Nun sehen Sie wohl, da haben Sie mir die Engländer ohne Grund auf den Hals gebracht!“ (S. 38.). Schon im Herbst 1916 hat Lubendorff dem Verfasser gegenüber geäußert: „Bethmann bringt nie einen Frieden fertig; er muß fort!“ (S. 133.). Nach seiner Entlassung hat Graf Czernin noch einmal einen Vorstoß in der gänzlich verfahrenen polnischen Angelegenheit versucht, der darauf hinauslief, in offensichtlicher Gegensatz zu der deutschabgeneigten Politik seines Kaisers eine reichsdeutsche Lösung der Frage durchzudrücken (S. 170).

Wie man sieht, ist es bei aller Schlichtheit der Aufmachung eine überaus reich besetzte Tafel, zu der die steinischen Memoiren laden. Und man scheidet von ihr mit dem wohlthuenden Gefühl, daß ein Deutschland, das solche Männer noch immer im Hintergrund hat, nicht auf die Dauer verloren sein kann.

Grunewald-Berlin

Selmolt

Zur kommunistischen Anfsand. Briefe aus Moskau. Von Alfons Paquet. Jena 1919, Eugen Diederichs. III, 203 S. M. 8.—

Woher auch immer H. Paquet Reisebriefe schreiben mag — stets wird er in vollendeter Form Bedeutendes

zu sagen wissen. Sind sie nun gar so wichtigen Ereignissen gewidmet, wie er sie im Jahre 1918 zu Moskau miterlebt hat, so wird man ihnen außer dem ästhetischen Gehalt ohne weiteres den Wert historischer Zeugnisse zubilligen. Zu derselben Zeit, da sich während des Krieges im Westen deutsche Truppen nach Finnland und nach Astrachan vorstoben, ereigneten sich in Paquets nächster Nähe Dinge, wie die Ermordung des Grafen Mirbach, der Putsch der linken Sozialrevolutionäre gegen die Räteregierung, der Anschlag auf Lenin, der Rote Schreden, die Sabotierung und schließlich die Aufhebung der breiter Abmachungen. Aber das alles könnte man am Ende auch einem nüchternen Geschichtskalender entnehmen. Was diese moskauer Briefe weit darüber hinaushebt, das ist die einzigartige Beseelung der Vorgänge. Dazu befähigte den Verfasser nicht bloß eine den Durchschnitt überragende Beobachtungsgabe, sondern auch eine langjährige Erfahrung. Wie Paquet mit dem ihm angeborenen Rhythmus davon entfernt ist, die Ereignisse mit einem kühl blasierten „Nil admirari“ abzutun, ebenso sehr schützt ihn die vergleichende Methode des Zielgerichten vor der Gefahr, in dem Erlebten immer nur Einmaliges erblicken zu wollen. Überall bringt er bis zum Typischen, zum Säkularen durch. So empfehle ich sein jüngstes Werk dringend nicht nur allen Kommunismus-Schwärmern, sondern auch denen, die für Verfassungsfragen ufm. etwas übrig haben. Damit nicht wieder wie neulich eine neugierige Frage nach dem Inhalt der Sowjetverfassung bei dem maßgebenden Herrn des weimarer Ausschusses auf verständnisloses Achselzucken zu stoßen braucht.

Grunewald-Berlin

Selmolt

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

III

Dentschrift zur Umwandlung der deutschen Schillerstiftung¹⁾

Von Hans Kyjer (Weimar)

Im November dieses Jahres wird die Generalversammlung der deutschen Schillerstiftung in Weimar zusammentreten. Auf der Tagesordnung steht die satzungsgemäße Wahl eines neuen Verwaltungsrates, die Neubesehung des durch den Tod des Herrn Professors Bulle freigewordenen und während des Krieges provisorisch verwalteten Postens des Generalsekretärs und Anträge auf Umänderung der Satzungen. Da alle Beschlüsse auf Abänderung der Satzungen nur Gültigkeit gewinnen, wenn sie drei Monate vor Zusammentritt der Generalversammlung allen Zweigstiftungen bekannt gegeben worden sind, habe ich rechtzeitig meine Umänderungsvorschläge in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht und diesen Auffrag an die Herren des Verwaltungsrates wie an sämtliche Zweigstiftungen versandt. Auf Grund meiner eingehenden Beschäftigung mit dieser Stiftung und ihrer Verwaltung unterbreite ich in dieser Dentschrift der Generalversammlung meine im einzelnen begründeten Vorschläge zur Änderung der nach den Beschlüssen vom 6. und 7. April 1868 „Revidierten Satzungen der deutschen Schillerstiftung“. Mit ihrer Bewilligung wäre die zeitgemäße Umwandlung unseres größten, der künstlerisch-dichterischen Arbeit gewidmeten humanitären Nationalinstitutes endlich vollzogen.

Der Zweck der Stiftung

Das deutsche Volk hat in seiner heute 2½ Millionen Mark besitzenden Schillerstiftung ein vorbildliches Werk geschaffen. Jährlich stehen etwa 91 000 Mark zur Ver-

¹⁾ Anm. d. Red. Wir geben Hans Kyjers Dentschrift gern im AG Raum, ohne damit seine Stellungnahme in jedem Einzelfall zu der unseren zu machen.

leihung von Ehrengaben zur Verfügung. Davon hat die Zentralkasse in Weimar nach dem letzten Jahresbericht 68 000 Mark vergeben, die übrigen 23 000 Mark verteilen sich auf die in den verschiedensten deutschen Städten und einigen außerdeutschen gegründeten Zweigstiftungen.

Der Zweck der Deutschen Schillerstiftung besteht laut § 2 der Satzungen darin: Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen, in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge, Hilfe und Beistand darbietet. Diesem Paragraphen ist ein Absatz angehängt worden: Sollten es die Mittel der Stiftung erlauben und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrates überlassen.

Ich schlage vor, diesen angehängten Zusatz für die Hauptstiftung zu streichen.

Begründung

Es wird in den Generalversammlungen und Verwaltungskonferenzen der Stiftung immer wieder darauf hingewiesen, daß man nicht allen berechtigten Ansprüchen nachkommen kann. Solange also nicht allen deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen oder ihren Hinterbliebenen, auf die der erste Abschnitt des Zweckparagraphen 2 zutrifft, Hilfe und Beistand gewährt worden ist, und solange es die Mittel der Stiftung nicht erlauben, Schriftsteller und Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämtlich zutreffen, zu unterstützen, ist dieser Absatzparagraphen sachungsgemäß nie anwendbar. Er ist aber auch überflüssig, weil wohl niemals dieser Fall eintreten wird, und so dient er nur dazu, unberechtigte Ansprüche an die Stiftung hervorzurufen. Ein großer Teil der bisherigen Bewilligungen, die das Kapital in so verhängnisvoller Weise zersplittert haben, kann nur auf eine zu weit gehende Auslegung dieses Absatzes zurückgeführt werden, und die Stiftung wird durch Aufhebung dieses Absatzparagraphen nicht nur eine große Summe für die wirklich Verdienten freimachen, sondern auch von vornherein die Mittelmäßigkeit und das Bettelbrieffstellertum von ihren Pforten verschließen.

Die nächstangehörigen Hinterbliebenen

Ich schlage vor, in einem Zusatzparagraphen den Begriff der nächstangehörigen Hinterlassenen so zu umschreiben: Unter nächstangehörigen Hinterlassenen sind nur Witwen und unmündige Kinder und solche Personen zu verstehen, die auf das Talent des Verstorbenen angewiesen waren.

Begründung

Schon in dem ersten „Aufruf an die Deutschen“, der 1855 zur Gründung der Schillerstiftung aufforderte, hieß es: „Der zunächst durch einen Rückblick auf Schillers eigenes Leben veranlaßte, sonst aber durch die traurigsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Literatur immer mehr als Nationalpflicht sich aufdrängende Zweck derselben ist, solchen Schriftstellern, welche dichterischer Formen sich bedienend dem Genius unseres Volkes in edler, die Mehrung der Bildung anstrebbender Treue sich gewidmet haben, für den Fall ihnen verhängter eigener schwerer Lebenssorge oder den Fall der Hilfslosigkeit ihrer Nächsten auf ihr Talent angewiesenen Hinterlassenen einen tatkräftigen Beistand zu leisten.“ Ofters beschäftigte sich der Verwaltungsrat mit dieser Frage, und 1890 sprach er selbst den Wunsch aus, diesem Stiftungsparagraphen in Zukunft „eine engerer Bedeutung“ zu geben. Es ist wieder-

holt vorgekommen, daß Enkel, Urenkel, Großnichten, die in keiner wirtschaftlichen Verbindung mehr mit dem Schriftsteller standen, von der Stiftung bedacht worden sind. Die Aufnahme des von mir vorgeschlagenen Zusatzparagraphen wird also wiederum einen statilichen Teil des Stiftungsgeldes seinem ursprünglichen Zwecke zuführen.

Ehrengaben

Ich schlage vor, auf die vorzügliche Geschäftsordnung zu den Satzungen der schweizerischen Schillerstiftung zurückgreifend, einen genauer ausgeführten Paragraphen über die Form der Dotationen einzufügen, lautend:

Die Dotationen der Schillerstiftung zerfallen in

a) Ehrengaben. Dieses sind einmalige oder mehrmalige Zuwendungen und werden an besonders hervorragende Schriftsteller oder Schriftstellerinnen in der Höhe von 5000 M. bewilligt. Sie dürfen nicht öfters als dreimal an dieselbe Person verliehen werden, wobei möglichst ein Abstand von je drei Jahren gewahrt sein soll. Sie sind regelmäßig in jedem Jahre an sechs Personen zu vergeben. Zu diesem Zweck hat die Hauptstiftung 30 000 M. freizuhalten.

b) Jahresgehälter. Dieses sind lebenslängliche oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren bewilligte Zuwendungen.

c) Jahresrenten. Dieses sind regelmäßige jährliche Zuwendungen für die nächsten Hinterbliebenen im Sinne des vorgeschlagenen Absatzparagraphen 2, entweder lebenslänglich oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren.

d) Stipendien. Dieses sind ein- oder mehrmalige Zuwendungen an jüngere Dichter und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen auf Grund von Talentproben.

Alle Jahresgehälter, Jahresrenten und Stipendien sind nicht unter 1000 und nicht über 3000 M. von der Hauptstiftung abzugeben. Alle Zuwendungen sind Ehrengaben und haben nur im Sinne des Zweckparagraphen der Stiftung zu geschehen.

Allgemeine Begründung

Schon in den Satzungen der Stiftung wird jede Bewilligung als eine Ehrengabe bezeichnet, und fast in allen Rundgebungen des Verwaltungsrates wird nur von der Verleihung der „Ehrengaben der Nation“ gesprochen. Die Stiftung hat einen humanitären Zweck, aber ihre Wohltätigkeit schließt die Ehrung in sich ein. Der Verwaltungsrat und die Mitglieder der Generalversammlung standen dauernd, entsprechend dem Doppelwesen der Stiftung, in einem der schwierigsten Konflikte zwischen Herz und Bildung. Jeder fühlende Mensch wird sich in diesem Konflikt schließlich auf die Seite der reinen Wohltätigkeit stellen. Aber eine Wohltat ehrt nur den Einzelnen, jede Ehrung den Dichter und das Volk. Durch meine Vorschläge wird sowohl der Hauptzweck der Stiftung, die Ehrung, wie auch eine wirkliche, unserer wirtschaftlichen Lage entsprechende Wohltätigkeit statutengemäß festgelegt. 300 M. als Gabe einer Nationalstiftung, wie sie bisher zum größten Teile bewilligt wurden, bedeuten nur ein Almosen, und jeder Einsichtige wird zugeben, daß solche Gaben nicht im geringsten als eine wirkliche Hilfe und Beistand in schweren Lebenssorgen angesehen werden können. Ebensovienig können Jahresrenten von 500 M., das heißt monatliche Zuschüsse von 45 M., die schweren Lebenssorgen der Hinterbliebenen wesentlich beheben. Eine Ehrengabe von 5000 M. aber ist wohl geeignet, eine wirkliche Arbeitsruhe für ein Jahr oder die von der Arbeit notwendige Ausspannung zu gewähren. Sie entspricht dem Geldwert nach nur einer Ehrengabe von 1500 M. im Jahre 1868. Diese Ehrengaben sollen deswegen nicht mehr als dreimal bewilligt werden, damit sich niemand an sie wie an eine Pension gewöhne, und, wie es oft geschieht, in Erwartung, daß sie regelmäßig verliehen werden, die äußere Lebensgestaltung

des Bedachten wesentlich ändern. Es kommen für sie durchaus nicht nur Dichter in Frage, sondern auch Schriftsteller, d. h. Literaturhistoriker, deutsche Sprach- und Altertumsforscher, Kritiker, Philosophen, soweit ihre Werke, ohne streng sachwissenschaftlich zu sein, einen künstlerischen Rang beanspruchen können. Ich glaube, daß Deutschland jedes Jahr zwei solcher deutscher Männer, die einen Anspruch auf diese Ehrengabe haben, leicht hervorbringt. Für Jahresgehälter wäre es am besten, wenn sie sich möglichst auf ein und denselben Höhe hielten, zum Beispiel der mittleren, 2000 M., weil sonst zu leicht mit der Höhe der Ehrengaben auch Qualitätsunterschiede der Leistungen ausgesprochen sein könnten. Die Verleihung, von Stipendien, d. h. Ehrengaben an jüngere Künstler entspricht nur dem in ihrem Dankschreiben an den Großherzog Carl Alexander noch 1900 betonten Streben der Stiftung, in dem es heißt: „Bedeutungsvoll mahnt das Scheiden des neunzehnten, das Kommen des zwanzigsten Jahrhunderts an den Wechsel der Zeiten und an die Wandlungen in den Anschauungen. Auch unsere Aufgabe darf nicht sein die Beschränkung auf die Pflege der Vergangenheit allein, sondern sie wird sich fruchtbringend auch für die Zukunft gestalten in der lebendigen Anteilnahme an den Schöpfungen deutschen Geistes in neue Ausgestaltungen.“ Es geht nicht an, daß man den Zweck der Schillerstiftung darin sieht, „wenigstens den Veteranen der deutschen Literatur eine würdige Pension zu gewähren“ und daß man die Stiftung als „ein Prytanäum für ergraute deutsche Dichter“, „für die Zeit ihrer erlahmenden Schaffenskraft“ bezeichnet. Wie hätte dann Schiller jemals eine Gabe aus der Schillerstiftung erhalten können? In jedem Falle muß auch in der Höhe der Ehrengaben zum Ausdruck kommen, daß sie nicht nur den Charakter einer Unterstützung, die immer etwas Peinliches hat, sondern den einer Auszeichnung tragen, wie es etwa in der Geschäftsordnung der Schweizerischen Schillerstiftung heißt, „ein Ausdruck des öffentlichen Dankes, der Pietät und der Anerkennung.“

Das Prinzip der Öffentlichkeit

Im engsten Zusammenhang mit der Bewilligung dieser wirklichen Ehrengabe der Nation steht mein Vorschlag, den § 19 der Satzungen in seiner ursprünglichen Fassung wiederherzustellen: Alle Gaben der Schillerstiftung sind öffentlich bekanntzugeben.

Begründung

Ich weiß, daß dieser Antrag auf starken Widerspruch innerhalb der Stiftung stößt. Es wird also notwendig sein, ihn eingehender zu begründen. Der Kampf um das Prinzip der Öffentlichkeit ist seit Bestehen der Stiftung leidenschaftlich geführt worden. Schon 1861 machte der im übrigen sehr zurückhaltende Börsenverein der deutschen Buchhändler eine Gabe von der Voraussetzung abhängig, daß die Schillerstiftung „das Prinzip der vollen unbedingten Öffentlichkeit adoptierte, damit ihre Unterstützungen lediglich den Charakter eines den Empfängern ehrenden Nationalgeschenktes erhalten“. Guzkow, auf den man bei allen Reformvorschlägen zurückgreifen kann, der erste Generalsekretär und Mitbegründer der Stiftung, trat unbedingt für die Öffentlichkeit der Gaben ein. (Er war schließlich selbst ein Dichter und man sollte nie päpstlicher als der Papst sein.) Nach fast alljährlich sich wiederholenden diesbezüglichen Anträgen innerhalb der Verwaltungsratskonferenz wurde das Prinzip der Öffentlichkeit 1864 anerkannt, in den § 10 der damaligen Satzungen aufgenommen und achtundzwanzig Jahre lang innerhalb der Stiftung, ohne daß sie hierdurch Schaden genommen hätte, ausgeübt. Auch heute noch lautet nach der Revision der Satzungen der § 19 zweiter Teil: „In dem zu veröffentlichen Rechenschaftsbericht sind die Namen derjenigen,

welche aus der deutschen Schillerstiftung, sei es aus der Zentralkasse oder von den Zweigstiftungen, Gaben empfangen haben, zu nennen.“ Erst 1902 erhielt dieser Paragraph eine völlig sühnungswidrige Auslegung, indem man künstlich zwei Jahresberichte, einen gekürzten ohne Namen für die Öffentlichkeit und einen vollständigen mit Namen für die Mitglieder des Verwaltungsrates und die Vorstandsmitglieder der Zweigstiftung druckte unter Verpflichtung zur Beobachtung der Verschwiegenheit. Das Prinzip der Öffentlichkeit war also hiermit faktisch aufgehoben und dieser Beschluß hat auch heute noch keine sühnungsgemäße Gültigkeit, weil er eine tatsächliche Umänderung eines Paragraphen der Statuten darstellt, die nie vom Verwaltungsrat, wie es geschehen ist, sondern nur von der Generalversammlung beschlossen werden kann. Eine Öffentlichkeit, die man zugleich unter Diskretion stellt, ist aber das Gegenteil von Öffentlichkeit. In welchem Sinne der damalige § 10 und jetzige § 19 1864 aufgefakt worden ist, bezeugt das Referat des Mitbegründers der Stiftung, des Kunsthistorikers Ernst Förster, das zur Annahme des Prinzips der Öffentlichkeit geführt hat. Da es alle heute noch geltenden Gründe ausreichend zusammenfaßt, gebe ich es hier zur Begründung auch meines Vorschlages ohne Kürzung wieder. Es lautet:

„Wenn man in der Veröffentlichung einer Gabe an einen Schriftsteller eine Erniedrigung seiner selbst und eine Herabsetzung der bürgerlichen Achtung des Empfängers erblicken wolle, so könne er diesem nicht beipflichten, vielmehr liege in der Gewährung einer Unterstützung oder Darbietung, deren das ganze deutsche Schriftstellertum nach den gemachten Erfahrungen mehr oder weniger bedürftig sei, etwas Ehrendes, wenn er aus der Stiftung eine Gabe als den verdienten Dank der Nation erhalte. Gerade ein guter Schriftsteller würde sich für eine solche Gabe, wenn sie öffentlich bekannt würde, geehrt fühlen, und wenn die Öffentlichkeit in der Schillerstiftung eingeführt sei, die Masse unfähiger Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die jetzt um die Schillerstiftung herumständen, zurückgedrängt werden. Wenn man aber ferner als Grund gegen die Einführung der Öffentlichkeit den Satz aufstelle, daß man dem Verwaltungsrat der Schillerstiftung die Hände binde und ihn einer öffentlichen Kontrolle unterstelle, so sei für den Verwaltungsrat die Gefahr eine sehr geringe und die Kontrolle vom Verwaltungsrat nicht zu fürchten. Ebenso treffe der als Hauptgrund für die Nichtöffentlichkeit angeführte Satz, die Rechte solle nicht wissen, was die Linke tut, hier nicht zu, indem dieser nur für die Privatwohlthätigkeit einzelner, nicht aber auf die Eigentumsverhältnisse einer ganzen Nation Anwendung finde, deren letzterer man doch das Recht nicht absprechen könnte, Kenntnis über Verwendung der von ihr aufgebrauchten Gelder zu verlangen; die Motive, aus welchen sie die Gelder aufgebracht, seien hier ganz gleichgültig.“

Wolle man ferner die Neugierde des großen Publikums und die infolge derselben eintretenden Raisonnements gegen die einzelnen Empfänger als Grund für die Nichtöffentlichkeit in der Schillerstiftung hervorheben, so lehre wie in anderen öffentlich verhandelten Angelegenheiten, das tagtägliche Leben, daß das Publikum gar bald sich und mit größerem Interesse der Schillerstiftung zuwenden werde, wenn es erfahre, daß die Stiftung nur an würdige Schriftsteller ihre Gaben austeile.

Habe man ferner hervorgehoben, daß der Öffentlichkeit schon Genüge geschehen sei, indem man die Mitteilung der Unterstützung an zweiundzwanzig Zweigstiftungen gelangen lasse, so sei auch dieser Grund gegen die Öffentlichkeit nicht zutreffend, indem die Geheimhaltung der Namen nur illusorisch sei; denn wie die Erfahrung gelehrt hätte, hätten kurz nach Mitteilung der Jahresliste an die Zweigstiftung die Namen der Empfänger in den Zeitungen gestanden, aber nicht richtig, verunglimpft, begleitet mit unrichtigen Tatsachen, ja sogar oft mit falschen Namen.

Endlich müsse er sich gegen eine bedingte Öffentlichkeit in der Schillerstiftung aussprechen. Würdigkeit und Bedürftigkeit seien die Bedingungen, unter welchen überhaupt gegeben werde, und einen Maßstab, nach welchem Würdigkeit oder Bedürftigkeit vorherrsche, aufzustellen und danach die Gabe in ihrem Betrage einzurichten sei nicht möglich.“

Ich habe diesem ausgezeichneten Referat nichts hinzuzufügen und hoffe, daß auch die Generalversammlung von 1919 sich wie die von 1864 diesen Gründen nicht verschließt und die rechtlich unbestreitbar sachungswidrig erfolgte Auslegung und Umkehrung dieses Paragraphen für alle Zeit streicht.

Angebote

Ich schlage vor, einen neuen Paragraphen in die Satzungen aufzunehmen: Die Schillerstiftung hat mit Angeboten an die Schriftsteller und Schriftstellerinnen heranzutreten und nicht Bewerbungen von ihnen abzuwarten.

Begründung

Wiederum war es Gutzkow, der auf Grund seiner umfassenden Kenntnis der zeitgemäßen deutschen Literatur und seines tiefen Verständnisses für den Zweck der Schillerstiftung und die Psychologie des Schriftstellers zuerst „Darbietungen“ statt Bewerbungen angeregt hat, und sowohl seine Literaturberichte, wie der Hans Hopfens weisen die trefflichsten Namen für die Darreichung einer Ehrengabe auf. Aber in jedem Falle mußten die Würdigsten, die zu taktvoll waren, sich um eine „Ehrengabe der Nation“ zu bewerben, vor der Masse der sinken Bewerber aus den mittleren und unteren Schichten der Literatur zurücktreten, und auch von diesen konnten schon im dritten Jahre seit Bestehen der Stiftung nur neunzehn von den dreinundachtzig Bittstellern berücksichtigt werden. So war es schließlich möglich, daß sämtliche von Hans Hopfen zu Ehrengaben vorgeschlagenen Dichter und Schriftsteller, unter ihnen Keller, Storm, Boqumil Goltz, Roquette, Rünberg, Spielhagen, Hamering, Heigel, Wilhelm Herz nicht berücksichtigt werden konnten, weil es der Rassenbestand nicht ermöglichte, Ehrengaben ohne Meldung der Betreffenden vor den Werbchern auszufehen. Niemals ist es jedoch vorgekommen, daß ein namhafter Schriftsteller eine wirkliche Ehrengabe auch ohne seine Meldung zurückgewiesen hätte. Es bedarf nur einer geringen Kenntnis des menschlichen Herzens, um zu wissen, wie bitter die Ablehnung einer Bewerbung um eine Unterstützung jeden anständigen Menschen, es braucht nicht einmal ein anständiger Schriftsteller zu sein, trifft und für alle Zeit von dieser Stiftung zurückstieht. Nur die Stiftung selbst weiß, welche Mittel sie in jedem Jahr zu vergeben hat, und sie wird ihre Angebote so einrichten können, daß diese nie ihre Mittel übersteigen. Es können immer ein paar tausend Mark für dringende Bewerbungsfälle zurückbleiben, doch entspricht es nur dem Sinn der Stiftung, wenn die Besten vor den Geringeren, die Bescheidenen, das sind die literarisch Verdienstvollen, vor den Unbescheidenen und der sehr schnell zu Bettelbriefen geeigneten Mittelmäßigkeit den Vorrang haben. Mein Vorschlag ist also so gefaßt, daß er die Angebote vor die Bewerbungen stellt, diese aber prinzipiell nicht ausschließt. Hierdurch wird zugleich die Verantwortlichkeit des Verwaltungsrates vor der Nation gesteigert und dem Generalsekretär die Verpflichtung auferlegt, in seinem jährlichen Literaturbericht die Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu nennen, auf die der Zweck der Stiftung vor allem Anwendung zu finden hat.

Die neuen Aufgaben und die Wahl des Generalsekretärs

Der § 23 der Satzungen handelt über den Sekretär des Verwaltungsrates. Es liegt ihm sachungsgemäß die

Erstattung der Gutachten über die Unterstützungsgesuche ob, und er hat für die alljährliche Konferenz des Verwaltungsrates einen Literatur-Jahresbericht vorzulegen und „zwar namentlich im Hinblick auf solche Schriftsteller, auf welche von seiten der deutschen Schillerstiftung Bedacht zu nehmen wäre.“ Dieser Paragraph, der seinem Sinne gemäß schon Angebote statt Bewerbungen vorsieht, müßte in folgender Weise weiter ausgebaut werden: „Der Generalsekretär hat in Fühlung mit deutschen Dichtern, Kritikern, Verlegern und den Berufsorganisationen der Schriftsteller zu bleiben. Er hat in seinem jährlichen Literaturbericht die von diesen Seiten gemachten Vorschläge dem Verwaltungsrat zu unterbreiten. Er ist zugleich verpflichtet, jährlich eine Übersicht über die Stipendiate anderer Stiftungen dem Verwaltungsrat vorzulegen. Die Wahl hat möglichst in Übereinstimmung mit den Berufsorganisationen zu erfolgen. Er hat im Verwaltungsrat eine Stimme.“

Begründung

Der Generalsekretär ist nach Gutzkow nicht nur ein Sekretär des Verwaltungsrates, sondern der Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung, eine Bürgschaft, daß „vom Verwaltungsrat auch die Gesamtaufgabe der Stiftung betrieben und gelöst wird“. Er ist mit seinen Gutachten und Jahresberichten der deutschen Literatur verantwortlich und auf Grund seiner Tätigkeit ein Vertrauensmann der deutschen Dichter und Schriftsteller. Es ist ein unmögliches Verlangen, daß er nicht nur eine umfassende Kenntnis der gegenwärtigen Literatur besitzt und über die wirtschaftliche Lage aller deutschen Dichter und Schriftsteller Bescheid weiß, sondern auch noch jedes eingekaufte Manuskript und die bergehohen jährlichen Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt nach bestem Wissen und Gewissen nachprüft. Von keinem Mitglied des ehrenamtlichen Verwaltungsrates, der die Entscheidung über die Ehrengabe fällt, kann verlangt werden, daß er die Gutachten des Generalsekretärs nachprüft. Der Generalsekretär muß also von den deutschen Dichtern und vor allem den Kritikern und den Literaturhistorikern unterstützt werden. Ich glaube, daß es nur weniger Anfragen bedarf, um sich zunächst einen ungefähren Überblick über die zu Ehrengaben Berechtigten zu verschaffen. Hierbei hätten die Verleger nicht mitzusprechen, wohl aber bei den vertraulichen Mitteilungen über die wirtschaftliche Lage ihrer Autoren. Nur die Verleger wissen durch ihre Vorschlagslisten und die diesbezügliche Korrespondenz Bescheid, wie es in Wahrheit hinter den Porten des Ruhmes aussieht, und sie werden jederzeit gern bereit sein, ihren Autoren mit vertraulichen Auskünften zu Ehrengaben zu verhelfen. Die Übersicht über die Stipendiate anderer deutscher Stiftungen würde verhindern, daß, wie es geschehen ist, geschickte Bittsteller jährlich von Stiftung zu Stiftung grasen. Kein Mann in Deutschland aber ohne Stimme; und am wenigsten darf man dem Generalsekretär, der die gesamten Vorbereitungen zur Abstimmung leistet, eine Stimme vorenthalten. Dem Vorsitzenden müßte in folgedessen bei gleicher Stimmenzahl die Entscheidung mit einer Zusatzstimme überlassen werden.

Die gegenwärtige Zersplitterung der schriftstellerischen Berufsorganisationen macht zurzeit ihre gedeihliche Mitwirkung bei der Wahl des Generalsekretärs noch unmöglich. Infolgedessen müssen die Dichter und Schriftsteller selbst zu dieser Wahl Stellung nehmen. Es darf unter keinen Umständen geschehen, daß dieses Amt unter der Hand vergeben wird und daß sich gar das gegenwärtige Provisorium in eine dauernde Anstellung verwandelt. Es muß an dieser Stelle offen gesagt werden, daß dieser Posten, wie es fünfzig Jahre lang in der Stiftung gehalten wurde, der ja gleichzeitig eine Art von Pension

darstellt, nur an einen verdienten Dichter oder bedeutenden Schriftsteller vergeben werden darf. Er erfordert ebensoviel Wissen vom Wesen und Wert der deutschen Literatur wie verständnisvollsten Takt in bezug auf die besonderen Räte des Schriftstellerstandes und ihre oft sehr schwer zu behandelnden Temperamente. Es wird an solchen Männern in Deutschland unter den Schriftstellern nie ermangeln, und man braucht nicht auf unbekanntere Verwaltungsbeamte zurückzugreifen. Wer gegen einen Dichter oder Schriftsteller nur den sehr beliebten Einwurf des Aliguengeistes als Argument anführen kann, sollte, wenn er nicht innerhalb der Stiftung aus Gukflows Tätigkeit gelernt hat, wenigstens so bescheiden sein, mit seiner eigenen Mittelmäßigkeit nicht öffentlich hausieren zu gehen. Nur die Mittelmäßigkeit ist verpöndelt, der wahrhafte Künstler kennt immer nur die Leistung. Es ist bisher nicht gesagt worden, wer sich um diese Vertrauensstellung beworben hat. Wie kann man in solch einer Frage die Öffentlichkeit scheuen? Ich habe mich darum an den Verwaltungsrat gewandt, er möge öffentlich die Namen der Bewerber nennen, und ich war bisher der einzige, der freimütig bekannt hat: „daß ich auf Wunsch an der Generalversammlung teilnehmen und den freiverdenden Posten des Generalsekretärs, falls er mir angeboten würde, annehmen will“. — Um aber gleich jeder Verdächtigung die Spitze abzubrechen, habe ich erklärt, daß ich jeder anderen Kandidatur, die noch mehr wie ich von dem Ernste und der Verantwortlichkeit dieser Stellung durchdrungen ist, freudig zustimmen werde. Ich wollte nur dem Verwaltungsrat meine Bereitwilligkeit zu positiver Mitarbeit ausdrücken, weil mir immer jede Polemik ein Umweg war, produktiv zu sein.

Die neuen Befugnisse des Verwaltungsrates

Der § 13 der Satzungen, der den Wirkungskreis des Verwaltungsrates bestimmt, wird infolge der allgemeinen Reform umgeändert werden müssen, ebenso wie der § 27 über die Kompetenz der Generalversammlung. Ich schlage vor, ihn so zu fassen: Dem Verwaltungsrat gebührt die Beschlussfassung über die aus der Zentralkasse der Deutschen Schillerstiftung zu gewährenden Pensionen und Unterstützungen mit der Beschränkung, daß mehrjährige Pensionen nicht über die Dauer von fünf Jahren und nicht über zwei Jahre nach Ablauf der Verwaltungsperiode hinausreichend verliehen werden dürfen. — Es muß also fortfallen, daß der Verwaltungsrat nur das Recht habe, Gaben bis zu 1500 M. zu verleihen und eine höhere Pension nur von der Generalversammlung bewilligt werden darf.

Begründung

Es ist ein Kampf um ein falsches Prärogativ, wenn bei der Verleihung von höheren Ehrengaben immer alle Stimmen der Zweigstiftungen entscheidend mitprechen wollen. Sie haben den von fünf zu fünf Jahren wechselnden Verwaltungsrat selbst erwählt und müssen ihm auch ihr volles Vertrauen für diese Zeit entgegenbringen, zumal es unmöglich ist, daß alle Vorstände der Zweigstiftungen das ihnen bei der Generalversammlung zur Verhandlung gestellte Material für die Ehrengaben gewissenhaft durchprüfen können. Es würde sich sehr empfehlen, wenn dem Verwaltungsrat auch stets einer der Verwalter des Staats- und Volkschillerpreises angehören würde, wie ihre Mitberatung bei der diesjährigen Generalversammlung und auch bei künftigen nur von großem Nutzen sein kann. Ich rege also zugleich an, die Verwalter dieser Preisstiftungen zu der Generalversammlung einzuladen.

Die Zweigstiftungen

Ich schlage vor, einen Paragraphen einzufügen, daß Zweigstiftungen, deren Zinsertrag die Summe von 500 M. nicht erreicht, ihre Zinsen der Hauptstiftung zukommen

lassen müssen, wofür dieselbe sich verpflichtet, in jedem Jahre einem von der betreffenden Zweigstiftung vorgeschlagenen Dichter oder Schriftsteller, eine Gabe von 500 M. zukommen zu lassen. Unter 500 M. darf keine Ehrengabe von einer Zweigstiftung abgegeben werden.

Begründung

Auch die Zweigstiftungen sind verpflichtet, ihre Unterstützungen nur im Sinne des § 2 der Satzungen zu verleihen. Die Vorstände aller Zweigstiftungen wissen, daß sie fast niemals eine ausreichende Hilfe haben gewähren können, und einige haben selbst betont, daß sie allmählich „zu einer Krankenpflege für siehe Versmacher degradiert“ seien. Man gab ihnen Ehrengaben bis zu 30, ja bis zu 10 Mark. Das ist keine Schande für die Geber, aber eine für die Empfänger und für die Deutsche Schillerstiftung. Glaubt z. B. Berlin jemals mit seinem Zinsertrag von noch nicht 4000 M. auch nur ein Tausendstel der Unterstützungsbedürftigen Berliner „Schriftsteller“ wirklich unterstützen zu können? Berlin hat also „nur“ dreißig mit diesen 4000 M. in einem Jahre unterstützt, neben „kleineren Handreichungen“. Das sind gänzlich unhaltbare Zustände. Am besten wäre es, wenn allmählich der größte Teil der Zweigstiftungen sich mit der Zentralkasse vereinigen würde, aber das wird technisch nur schwer durchführbar sein, und so werden sie weiter leben, vorausgesetzt, daß sie wirklich leben. Von welcher Zweigstiftung kann dieses aber wirklich noch gesagt werden? Manche von ihnen haben außer den Vorständen kaum noch mitwirkende Mitglieder. Es ist Sache der Zentralstiftung, ebenso wie der Vorstände der Zweigstiftungen, für eine Belebung der letzteren nach Möglichkeit zu sorgen. Ich glaube aber, es werden viele einsichtige Männer innerhalb der Zweigstiftungen es nur begrüßen, wenn ihnen ihre unfruchtbare und bittere Arbeit von der Zentralstiftung abgenommen und das an Almosenempfänger zersplitterte Geld wieder dem großen gemeinsamen Zwecke zugeführt wird.

Übergangsbestimmungen

Es ist selbstverständlich, daß die von mir vorgeschlagene Reform nicht sofort in vollem Umfang durchgeführt werden kann. Zunächst müssen alle lebenslänglich bewilligten Pensionen bleiben. Ihre Summe beträgt kaum 5000 M. und kommt also nicht wesentlich in Betracht. Unter ihren Pensionären muß vor allem Rüderts Tochter noch in dieser Generalversammlung eine Erhöhung ihrer Pension auf 2000 M. zugesprochen werden, denn sie hat auf dieselbe vollen satzungsgemäßen Anspruch. Auch die für mehrere Jahre ausgesetzten Pensionen müssen bis zu ihrer Ablaufzeit bezahlt werden. Fast 30 000 M. aber stehen sofort frei zur Verfügung und dürfen unter keinen Umständen anders als in der von der Generalversammlung zu beschließenden Form verausgabt werden. Die sich traditionell gebildeten Personalitätsverhältnisse, die oft den Charakter einer bedenklich sich forterbenden Krankheit tragen, müssen vor dem Hauptzweck der Stiftung langsam mehr und mehr zurücktreten. Die Generalversammlung möge also prinzipiell der Reform zustimmen und zugleich Übergangsbestimmungen für die nächsten drei Jahre fassen, die so gehalten sein müßten, daß sie jedes Ableiten von dem Sinn und dem Wesen der Stiftung unmöglich machen, wohl aber übernommene Verpflichtungen nicht verletzen.

Die Vermehrung des Kapitals

Die Hauptforge und eine besonders angespannte Tätigkeit des Verwaltungsrates sowie des Generalsekretärs wird vor allem darauf gerichtet sein müssen, das Kapital der Stiftung von Jahr zu Jahr zu vermehren. Sehr viel wäre schon mit der Annahme des Prinzips voller Öffentlichkeit gewonnen, da sofort das Interesse der Nation bedeutend gewedt würde und der öffentliche Dank der mit den

Ehrengaben bedachten Dichter bald seine Wirkung erweisen werde. Auch ohne die oft zurückschreckende Tätigkeit der Zweigstiftungen werden sich immer wieder Männer und Frauen in Deutschland bereit finden, wenn sie wissen, daß ihre Gaben einem großen und edlen Kulturzweck dienen, die Stiftung mit Legaten zu bedenken. Was aber taten eigentlich die deutschen Dichter und Schriftsteller selbst für ihre Stiftung? Sie schienen von ihrer Existenz am liebsten nur verstoßen Kenntnis zu nehmen, wenn sie plötzlich in Not gerieten. Es ist ihnen künftighin eine hohe und edle Aufgabe gestellt, für die deutsche Schillerstiftung mit Wort und Tat zu wirken. Zunächst aber mögen sie der Schillerstiftung möglichst vollzählig als Mitglieder beitreten. Und endlich wird der neue Freistaat Deutschland sich nicht der Verpflichtung entziehen können, jährlich wenigstens eine halbe Million für die Pflege und Unterstützung seiner dichterischen Kultur aufzubringen und mit dieser größten Ehrengabe der Nation auch dem Ausland ein bedeutendes Zeichen zu geben, daß das Volk der Dichter und Denker trotz seiner wirtschaftlichen Vernichtung und der fürchterlichsten Feindschaft der ganzen Welt nie sein idealistisches Streben vergessen kann. Die erwähnten Vertrauensmänner unseres Volkes aber mögen im Parlament endlich darauf hinwirken, daß das Urhebergesetz in dem von mir in meinem „Offenen Brief an die Nationalversammlung“ (Wolffsche Zeitung, 9. März) vorgeschlagenen Sinne umgeändert wird und zunächst dem § 29 die Bestimmung eingefügt wird, daß die Verleger und Theaterdirektoren verpflichtet sind, 3% von ihrem Gewinn an schutzfreier Dichtkunst der deutschen Schillerstiftung zuzuführen.

Das sind meine Vorschläge. Sie bedenken sich im wesentlichen mit meinen Reformvorschlägen von 1912, einige sind zeitgemäß erweitert, andere mehr der Struktur der Stiftung angegeschlossen worden. Die Generalversammlung der Deutschen Schiller-Stiftung hat nun eine für die gesamte künstlerisch dichterische Kultur Deutschlands wichtigste Entscheidung in der Hand.

Notizen

Einen Brief E. T. A. Hoffmanns an seinen (sehr fragwürdigen) ersten Verleger Kunz in Bamberg gibt Dr. Graefe in der *Wolff. Ztg.* (426) bekannt. Der Brief war bisher nur in ganz verstückelter Wiedergabe an die Öffentlichkeit gedrungen:

„Dresden, d. 19. August 1813.

Verehrtester!

Vorgestern erhielt ich Ihren lieben Brief vom 7. durch Morgenroth! — Daß Ihnen der „Magnetiseur“ zusagt, freut mich ungemein, da es mir den Beweis giebt, daß ich meine eigenen Sachen ziemlich richtig beurtheile! — Erinnern Sie Sich denn nicht, daß ich Ihnen selbst sagte: es würde das Beste im Ganzen werden? — Empfangen Sie in der Anlage als Beweis meines Fleißes, den Schluß des Ganzen. — Die Katastrophe habe ich, da die Anlage weislich genug, in kurzen aber scharfen Zügen gegeben! — In keiner als in dieser düstern, verhängnisvollen Zeit, wo man seine Existenz von Tage zu Tage fristet und ihrer froh wird, hat mich das Schreiben so angesprochen, — es ist, als schloße ich mir ein wunderbares Reich auf, das, aus meinem Innern hervorgehend und sich gestaltend, mich dem Drange des Außern entrückte. — Mich beschäftigt die Fortsetzung (der Fantasiestücke in Callot's Manier) ungemein, vorzüglich ein Märchen, das beinahe einen Band einnehmen wird. — Denken

Sie dabei nicht, Bester! an Schemerzaden und Tausend und Eine Nacht — Turban und türkische Hosen sind ganz verbannt — feenhaft und wunderbar, aber led, ins gewöhnliche alltägliche Leben tretend, und seine Gestalten ergreifend, soll das Ganze werden. So zum Beispiel ist der Geheime Archivarius Lindhorst ein ungemainer, arger Zauberer, dessen drei Töchter, in grünem Gold glänzende Schlingeln, in Krystallen aufbewahrt werden, aber am Heiligen Dreifaltigkeitstage dürfen sie sich drei Stunden lang im Hollunderbusch an Ampelgarten sonnen, wo alle Kaffee- und Biergäste vorübergehen, — aber der Jüngling, der im Festagsrod seine Buttersemmel im Schatten des Busches verzehren wollte, ans morgende Kollegium denkend, wird in unendliche wahnsinnige Liebe verstrickt, für eine der Grünen, er wird aufgeboten — getraut — bekommt zur Mitgift einen goldenen Nachtopf mit Juwelen besetzt, — als er das erste mal hinein... (folgt ein sehr derber Ausbruch), verwandelt er sich in einen Weertater usw. Sie bemerken, Freund! daß Gozzi und Faffner sputen!

Mit meiner Gesundheit geht es besser, nur muß ich in diesem Augenblick beynahe zuviel arbeiten, da schwere Oper auf schwere Oper folgt — Iphigenia — Janiska — Sylvia — Cortez — es ist arg. Mein Arzt hat das... Nervenfieber befürchtet, in dessen der Sturm ist abgeschlagen! Übrigens sind jetzt hier die Russen: Ruße — Nervenfieber — Tod!! Vor zwey Tagen war ich noch so krank, daß ich wirklich daran dachte, ein schöner Engel zu werden und heute habe ich das Billet an Nikodemes geschrieben und alles ins Reine gebracht zum Abenden! — Bey dieser Gelegenheit eine Bitte! Ich bin zwar noch in Ihrer Schuld, da aber unsere Verbindung fortwährt, so wird es Ihnen nicht sehr darauf ankommen, mir auf folgende Art unter die Arme zu greifen weil jede baare Zahlung künftig dadurch verringert wird. — Ich soll nach des Arztes Vorschrift rothen Wein und zwar guten trinken. Könnten Sie mir wohl durch Assignat an einen hiesigen Weinhändler, mit dem Sie in Verbindung stehen, zu ein anderhalb oder Paar Duzend Flaschen nicht zu theuren aber guten verhelfen? — Sonst aufrichtig gesagt kann ich es mir jetzt bei 10 Rthlr. Gehalt und enormer Theuerung nicht anthun Wein zu trinken. — Gehts nicht, so sagen Sie nein und damit gut. — Es sind Odiösa — kein Wort weiter. Das herrliche Buch: Schuberts Ansichten etc. habe ich erhalten und bin begierig auf alles was der geniale Mann geschrieben und schreibt. Scharfsinnig mehr als poetisch ist die Erklärung der Abhandlungen des Sonnenballs oder Somnambuls... (unleserlich). Über Krieg und Frieden soll ich schreiben? — Ach Theuerster! Krieg ist es! — böser arger Krieg! Der Kaiser mit den Garden gieng vorigen Sonntag fort und seit dieser Zeit wird die Straße nicht leer von Truppen — wie eine ewige Prozession zieht Artillerie Cavallerie Infanterie vorüber die schlesische Straße hinauf — von einer vorgefallenen Schlacht weiß man bis dato nichts, aber alles ist in der größten Spannung und weiß der Himmel wie es uns ergehen wird — wir vertrauen ganz auf das Glück von Nap.'s Waffen — sonst sind wir verloren. — Ich ziehe übrigens in die Stadt, da mein Häuschen äußerst angenehm gerade in der Schutzlinie einer bedeutenden Schanze liegt. — In diesem Augenblick, da ich dieses schreibe (Nachts 12 Uhr) kommt Cavallerie, die auf der ganzen Straße vor meinem Fenster bivouacquiert, meine Wirtin muß für 20 Mann kochen usw. — Von dem Leben hier mitten im Kriege haben Sie alle! — Verehrungswürdigste Bamberger! Keine Idee! — Die Bignetten haben Sie nun schon erhalten — also wird es wohl dabey bleiben müssen, es ist (mir) auch im Grunde so lieber als der Rand, den ich übrigens auch gern und recht fanatisch gezeichnet hätte! — Rücksichts des

Honorars für die künftigen Bände einigen wir uns wieder auf mir bestätigtes Honorar fürs Wort, da ich mir Ihre splendiden Bogen natürlicherweise nicht honorieren lassen kann. Ich bin nicht eigennützig, sondern will nur einigermaßen entschädigt seyn für Aufwand Kraft, Mühe was eigentlich intaxable ist. —

Das Rhapsodische des Briefes sowie das Getrikel verzeihen Sie dem Umfande, daß ich erst um 10¹/₂ aus der Probe der Iphigenie gekommen, die seit acht Tagen die erste Oper ist, die ich wieder dirigiere, da ich aussetzen mußte — von 5 bis 10¹/₂ Theaterprobe!! — es ist nämlich Ballett dabei. Ihre liebe Frau grüßt herzlichst. Addio mio carissimo amico. Hff.

Schreiben Sie schleunigt um meine Promptitude zu belohnen, den nächsten Brief adressieren Sie wie gewöhnlich künftig: Moritzstraße bei dem Herrn Oberexaminator Herrmann 3 Treppen hoch. Grüßen Sie Wegel i. Speyer.

Nachrichten

Todesnachrichten: Ernst Kauscher-Stainberg ist fünfundsiebzigjährig in Klagenfurt gestorben. Er war am 9. September 1834 ebenda geboren und hat mehrere Gedicht- und Erzählungsbände veröffentlicht. Von letzteren sind „Weiße Rose“ und „Hochwasser“ zu nennen.

Franz von Reber ist fünfundsiebzigjährig gestorben. Er war am 10. November 1834 in Cham in der Oberpfalz geboren, hatte ausgedehnte Studienreisen durch ganz Europa und einen Teil Kleasiens unternommen, sich dann 1899 als Privatdozent an der technischen Hochschule in München habilitiert, wo er 1863 zum außerordentlichen, 1868 zum ordentlichen Professor der Ästhetik ernannt worden war. Von Reber wurde 1875 die Leitung der bayrischen Staatsgalerien anvertraut, die er bis zum Jahre 1907 geführt hat. Er war Mitherausgeber des „Klassischen Bilderschazes“ und des „Klassischen Skulpturenschazes“ und gehörte der bayrischen Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied an.

Friedrich Thoma, der lange Jahre an der tübinger Universitäts-Bibliothek als Bibliothekar gewirkt hatte, ist im Alter von 77 Jahren in Tübingen verschieden.

Johann Sigurjonsen ist am 1. September neununddreißigjährig einem Herzleiden erlegen. Er nahm unter den isländischen Dramatikern die führende Stellung ein und ist auch mit einem Drama „Berg Ewund und sein Weib“ auf deutsche Bühnen gedrungen, ohne freilich einen nachhaltigen Erfolg damit zu erzielen. Ein weiteres Drama „Garden Kraun“ ist in Kopenhagen zur Uraufführung gelangt. Sigurjonsen war in Laxamri auf Island geboren, hatte die Veterinär-Schule in Kopenhagen besucht und ebendort später als Schriftsteller gelebt.

Dem majusculen Dichter Dewischeit ist in Odgen ein Denkmal errichtet worden.

Georg Kaisers Drama „Von Morgens bis Mitternachts“ wird neben anderen Dramen Kaisers ins Englische übertragen, da Aufführungen kaiserlicher Dramen in London geplant sein sollen.

Die Samson-Stiftung der Bayrischen Akademie erläßt folgendes Preisausschreiben: „Die Bedeutung der moralischen Anschauungen und ihrer Wandlungen für die künstlerischen Ausdrucksformen in der deutschen Dichtung der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ sind darzustellen. Die Einwendungen sind an die Samson-Stiftung bei der Bayrischen Akademie zu richten, der Preis beträgt 3000 Mark. Als Einendungstermin ist der 1. Juni 1922 festgesetzt worden.

Der Edda-Verlag, Cassel, gibt eine Reihe literarischer Tausend-Mark-Preis-ausschreiben bekannt. Letzter Einendungstag für das nächste ist der 1. Dezember 1919. Als Preisrichter wirken: Dr. Kurt Bod, Berlin; Hermann Aehne, Frankfurt a. M.-Eldersheim. Nähere Bedingungen sind von dem Verlage zu erfahren.

*

Der Schweizerischen Schiller-Stiftung ist durch Beschluß des Bundesfeier-Komitees die Hälfte des Ertrages aus dem Verkauf der diesjährigen Bundesarten bestimmt worden.

Die wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater, die dem literatur-wissenschaftlichen Seminar der Universität Kiel zur Seite steht und die wissenschaftliche Pflege der Heimatliteratur wie des Theaters fördert, hat folgende Herren zu berichterstattenden Mitgliedern gewählt: Intendant Leopold Jekner, Berlin; Professor Dr. Opet Kiel; Dr. Expeditus Schmidt, Engelberg und Dozent Dr. Ernst Leopold Stahl, Heidelberg.

Dem deutschen Kulturmuseum für Buchwesen und Schrifttum in Leipzig wird ein „Saal der Presse“ angegliedert werden, der weiteren Kreisen einen Begriff von der politischen und kulturellen Bedeutung der deutschen Tagespresse geben soll.

Dichtung und Kultur des Orients sucht ein literarisches Unternehmen zu vermitteln, das in Darmstadt unter dem Namen Schahin-Verlag gegründet worden ist. Der Schahin-Verlag will der deutschen Lesewelt die Dichtung Chinas, Japans, Italiens und Persiens erschließen und besondere Werke in beschränkter Auflage als Luxusdrucke herausbringen.

Die Sophien-Ausgabe der goetheschen Werke ist zum Abschluß gebracht. Die beiden Teile des letzten Registerbandes werden voraussichtlich noch 1919 erscheinen.

Bei dem londoner Verleger Constable ist eine englische Ausgabe Jakob Böhmes erschienen, die von John Rolleston Earle herausgegeben und übersetzt worden ist. Jakob Böhme hat auf William Blake und einen Teil der englischen Romantik wenigstens indirekt großen Einfluß ausgeübt.

Die Bibliothek des Romantikers de la Motte-Fouqué ist in den Besitz des Buch- und Kunst-Antiquariats Oskar Kauthe, Berlin-Friedenau, übergegangen.

In Düsseldorf soll demnächst die Gründung einer freien Volksbühne „Schauburg“ auf genossenschaftlicher Grundlage stattfinden. Die freie Genossenschaft erstrebt die Inbetriebnahme des Stadttheaters und des Schauspielhauses, sobald im Jahre 1921 die Pächterverhältnisse mit den jetzigen Pächtern abgelaufen sind. Für einen Jahresbeitrag von 24 M. sollen den Mitgliedern vierundzwanzig Aufführungen geboten werden. Die Ziele, die sich das neue Unternehmen setzt, sind streng künstlerischer Art.

In Stuttgart ist ein Deutsches Theatermuseum eröffnet worden.

Die Mitgliederzahl des Verbandes der Freien Volksh Bühnen in Groß-Berlin ist auf 102 000 angewachsen, so daß weitere Mitglieder zunächst nicht aufgenommen werden können.

✱

Uraufführungen: Wien, Raimund-Theater: A. Bleyer-Grohmann (S. Grohmann und Frau Amanda geb. Bleyer) „Johannestrieb“, Komödie in drei Akten.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das kommende Studiensemester 1919/20 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angebotenen Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

a) Zwischensemester

Berlin: Diels, Griechische Lyrik. Schneider, Deutsche Romantik. Roethe, Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Brandl, Englische Geschichte und Literatur in ihrer Wechselwirkung, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Kommaß, Ausgewählte Kapitel der französischen Literaturgeschichte. Gragger, Die Hauptströmungen der ungarischen Literatur. — **Bonn:** Lihmann, Deutsches Drama von 1870—1900. Ender, Kolloquium über die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts. Dibelius, Literarhistorische Erklärung englischer Autoren, hauptsächlich des 18. Jahrhunderts. Curtius, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Wenzelrath, Les Poètes de la Jeune Belgique. — **Göttingen:** Weiffenfels, Übersicht über die Geschichte der deutschen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert; Schiller, Repetitorium der Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Vietzschmann, Vorlesungen über Geschichte der Bibliotheken. — **Greifswald:** Chrismann, Deutsche Sprache und Literatur. Richter, Der junge Goethe; Goethes Gedichte und Besprechung neuerer Goethe-literatur. Hilla, Französische Romantik und Victor Hugo. Heuckentamp, Besprechung ausgewählter Dramen der klassischen Zeit. — **Halle-Wittenberg:** Bremer, Einführung in die deutsche Literaturgeschichte. Unger, Geschichte der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts; Überblick über die deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. N. N., Englische Literatur des 19. Jahrhunderts. Pugh, Englische Dichter im Zeitalter Wordsworths und Byrons. — **Lavapièze,** Histoire littéraire: Le mouvement littéraire contemporain (des environs de 1880 à nos jours). Wiese, Erklärung ausgewählter Gedichte Petrarcas. — **Hannover** (Technische Hochschule): Rasten, Englische Sprache und Literatur. Friesland, Französische Sprache und Literatur. Stammer, Geschichte der niederdeutschen Literatur. — **Münster:** Elster, Geschichte der deutschen Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts. Deuschlein, Grundzüge der neuenglischen Literatur. Freund, Die englische Literatur des 19. Jahrhunderts; Ausgewählte englische Dichtungen und Prosa-Stücke des 19. Jahrhunderts; Wesen und Erläuterung von Erzählungen von Edgar Allan Poe. Beschler, Die französische Dichtung in ihren Hauptvertretern vom Rolandlied bis zur Gegenwart. Glaser, Die Sprache der französischen Klassiker, mit Erklärung von Molières „Précieuses Ridicules“ und „Femmes Savantes“. Millesquant, Besprechung der Werke verschiedener französischer Schriftsteller; Les Symbolistes et les poètes d'aujourd'hui, einschließlich étude sur le vers français. — **Münster:** Schwering, Einführung in das Studium der deutschen Literaturgeschichte; Deutsche Lyrik seit Goethe. Magdon, Kolloquium über Gegenstände der neueren deutschen Literaturgeschichte. Keller, Shakespear. Wiese, Molière.

b) Wintersemester |

Sasel: Tappolet, Molière et l'histoire de la comédie en France. Hecht, Shakespear's Sonette. Zinternagel, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Renaissance und des Barocks; Goethes Leben und Werke; Interpretation von Schillers Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Walser, La poesia lirica di Dante. Kuzberger, Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Gerold, Jean-Jacques Rousseau et la musique de son temps. Matthey, L'évolution de l'épopée au XIX. siècle. Zanner, Poeti italiani contemporanei (Pascoli, d'Annunzio, Chiesa. —

Bonn: Tamarin, Die Weltanschauung der Klassiker und der Romantiker. Beyer, Nibelungenlied und Nibelungenlage. Maync, Goethes Leben und Werke bis zur italienischen Reise; Überblick über die Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert (von Schillers Tod bis auf Gotfr. Keller). Gregerz, Geschichte der bernischen Literatur im 18. Jahrhundert. Fränkel, Carl Spitteler. Müller-Heyß, Shakespear's dramatische Werke, Ränzler, Outlines of the History of English Literature since Shakespear; Reading and Interpretation of a Shakespearian play. Jaber, Geschichte der italienischen Literatur; Neoklassizismus und Romantizismus; Lettura italiana; Leopardi, de Reynolds, Histoire de la littérature française au 19. siècle; Le romantisme; Explications d'auteurs: Chateaubriand, „René“; Benjamin Constant, „Adolphe“; Cours pratique: Chateaubriand. Kohler, L'Oeuvre de Molière. Riggl, Letteratura italiana: Torquato Tasso. — **Danzig** (Technische Hochschule): Löbner, Deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts; Besprechung ausgewählter Dichtungen. — **Erlangen:** Varnhagen, Robert Burns. Hensel, Shakespear. Saran, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. — **Frankfurt a. M.:** Panzer, Das Nibelungenlied; Richard Wagner. Petersen, Geschichte der deutschen Dramas und Theaters I. Teil (von den Anfängen bis zur klassischen Zeit); Goethe; Die Idee des Weltfriedens in der deutschen Dichtung. Korff, Grundriß der deutschen Literaturgeschichte im 18. Jahrhundert. Van der Meer, Niederländische Literaturgeschichte im 18. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung der internationalen Zusammenhänge. Curtis, Old english Literature; Shelley (with interpretation of „Prometheus Unbound“). Fröhler, Auserwählte Stücke aus neueren russischen Schriftstellern. — **Gießen:** Collin, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. I. Teil: Von Kleist bis Hebbel. v. Grolman, Weltanschauung und Dichtung der deutschen Romantik; Rainer Maria Rilke. (Ein zu berufender Dozent), Übersicht über die Geschichte der niederländischen Literatur der neueren Zeit. Behrens, Geschichte der französischen Literatur seit dem Zeitalter der Renaissance. Horn, Geschichte der englischen Literatur im 18. Jahrhundert. Junfer, Die Weltanschauung Rabindranath Tagores; Überblick über die Geschichte der russischen Literatur. — **Göttingen:** Schröder, Einführung in das Studium Goethes. Weiffenfels, Deutsche Stilistik; Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis ca. 1880. Morsbach, die englische Literatur im 17. Jahrhundert; Die literarischen Beziehungen zwischen England und Deutschland (Auslandsstudium); Erklärung von Marlowes Doktor Faustus; Die literarischen Beziehungen zwischen England und Deutschland seit dem 16. Jahrhundert. Roeder, Geschichte des englischen Romans seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Stimming, Leben und Wirken Manzonis nebst Lektüre von dessen „Promessi Sposi“. Süher, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, I. Teil. Wihlfahrt, Die Sprache der italienischen Klassiker von Dante bis d'Annunzio; Giosuè Carducci Vita ed opere. Vietzschmann, Vorlesungen über Geschichte des Buchwesens. — **Heldelberg:** Nedel, Ibsen und Björnson. v. Waldburg, Die Geschichte der deutschen Literatur im klassischen Zeitalter von Lessing bis Schillers Tod; Geschichte des Romans in Deutschland. Gundelfinger, Deutsche Literatur von Opitz bis Lessing. Panzer, Richard Wagner. Hoops, Erklärung von Chaucers Canterbury Tales. Daghly, Molières Werke. v. Buchhoff, Russische Dichter und Denter. — **Jena:** Griebach, Jr. Nietzsche. Michels, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Renaissance und Reformation. Leichmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte seit 1820. Naumann, Das deutsche Volkslied. Jordan, Erklärung von Chaucers Canterbury Tales; Shakespear. Schulz-Gora, Voltaire und Rousseau. Gelzer, Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert, II. Teil. — **Jiel:** Ebeling, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Wolff, Geschichte der deutschen Literatur vom Westfälischen Frieden bis zu Lessings Tod. Holthausen, Chaucers Leben und Werke mit Erklärung ausgewählter Texte; Geschichte der englischen Literatur von der Revolution bis zur Romantik. Roelbing, The English Pre-Raphaelites (Rossetti, Morris, Swinburne). — **Münster:** Pfister, Alexander der Große in der Sage und im Roman der Weltliteratur. v. Fischer, Geschichte der deutschen Literatur bis zur Reformation; Gotfried Keller. Coll, Sir Walter Scott. Pfau, Histoire de la littérature française au seizième siècle. Haas, Die Haupterscheinungen der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. — **Zürich:** Suter, Die philosophische Literatur 1918/1919. Frey, Die Romantiker; Dramatiker des 19. Jahrhunderts; Aufgaben der Literaturgeschichte. Ermatinger, Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts: Der Naturalismus und seine Vorläufer; Poetische Probleme in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts; Deutsche Dichtung von heute: Th. Mann, Weßelind, Morgenstern, Albert Steffen, Werfel. Schaer, Storms Leben und Dichtungen; Schweizerische Dialektik; Theorie und Ästhetik der Lyrik. Faesi, Literatur der deutschen Schweiz, I. Teil: Gotfr.

helf, G. Keller und ihre Zeit; Moderne deutsche Literatur, I. Teil: Neuromanische und idealistische Strömungen. Bohneblust, Geschichte der Lyrik in der deutschen Schweiz; Quellen und Wesen deutscher Mystik; Klassische deutsche Lyrik: Goethe, Schiller, Hölderlin. Rittershaus, Henrici Ibsen. Wetter: Das Zeitalter Shakespeares; English Literature of our time; Vektüre von Dramen B. Shaws. Clark, Reading and Explanation of Shakespeares „Hamlet“. Gauchat, Geschichte der italienischen Literatur im 19. Jahrhundert. Bovef, Histoire de la littérature française de 1610 à 1715; Lecture de la Fontaine et Molière; Ariosto und seine Zeit. Donati, Scrittori italiani moderni.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie den Redaktionen zur Besprechung zugehen oder nicht)

a) Romane und Novellen

Braunjewetter, Artur. Zum Herrscher geboren. Roman. Berlin, Martin Warned. 390 S. M. 7,80.
 Burghardt-Kienstein, Aita. Wunden und Wunden aus der Lebensschlacht. Drei Erzählungen. 2. Aufl. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 294 S. M. 3,60.
 —. Der schwarze Schwan am andern Ufer. Zeitroman. 2. Aufl. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 292 S. M. 5,— (7,—).
 Corrinth, Curt. Poissamer Platz oder Die Nächte des neuen Messias. Eschatische Visionen. München, Georg Müller. 90 S. M. 3,—.
 Culenberg, Herbert. Der Bankrott Europas. Erzählungen aus unserer Zeit. Berlin, Fritz Gurlitt. 262 S.
 Fersch, Joh. Der gestirzte Moloq. Kafernenbilder der Vergangenheit. Wien, Volksbuchhandlung, Jg. Brand & Co. 261 S.
 Havemann, Julius. Ruth Sydentop. Novelle. Hamburg, Richard Hermes. 148 S. M. 5,— (6,—).
 Helga, der Weg zum Weibe. Tagebuch eines jungen Mädchens. Berlin, Bundes-Verlag G. m. b. H. 140 S. M. 5,—.
 Niese, Charlotte. Allerlei Schicksale. Aus der Emigrantenzeit. Hamburg, Richard Hermes. 124 S. M. 3,50 (4,50).
 Kudl, Otto. Der Hiesel auf Reifen. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 176 S. M. 4,20 (4,80).
 —. Holla, der Hiesel kommt. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 170 S. M. 4,20 (4,80).
 Sandmann, J. Das Gebirge. Drei Novellen. München, Georg Müller. 60 S. M. 3,—.
 Schaller, Leonhard. Das Band. Fragmente. Darmstadt, Verlag Die Dachstube.
 Wilhelm, Hans. Freiheit. Roman. Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau. 238 S.
 Worms, Carl. Demetrius. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 262 S. M. 4,— (7,—).

Die schönsten Novellen der italienischen Renaissance. Ausgewählt und übertragen von Walter Keller. Zürich, Drell Fühl. 383 S. M. 30,— (37,50).
 Farrère, Claude. Kulturmenschen. Roman. München, Georg Müller. 274 S. M. 4,— (6,—).
 Poe, E. A. Romanische Liebesgeschichten. Hannover, Robert Goldschmidt & Co. 117 S.
 Reymont, W. St. Polnische Bauernnovellen. München, Georg Müller. 386 S. M. 9,— (12,—).

b) Lyrisches

Bod, Kurt. Strophen um Eros. (Dichtung der Jüngsten. Bd. 9.) Dresden, Verlag von 1917. 91 S.
 —. Verse vor Tag. Dresden, Verlag von 1917. 14 S.
 Groppe, Geo. Friedrich. Gedichte um eine Frau. Köln, Salm-Verlag. 30 S. M. 3,—.
 Schönberg, Paul. Blühend Herz im Frühling. Gedichte. Köln, Salm-Verlag. 40 S. M. 3,—.

Simon, Max. Frohe freie Lieder. Liegnitz, Carl Seyfarth. 73 S.
 Spunda, Franz. Hymnen. München, Georg Müller. 42 S.
 c) Dramatisches

Buttmann, Rudolf. Reichsfreiherr von Stein. Tragische Dichtung. I.: Zeit der Knechtschaft. München, J. F. Lehmann. 94 S. M. 3,—.
 Hierl, Ernst. Das Käckeln des Glücks. München, Georg Müller. 74 S. M. 3,—.
 Rahn, Harry. Krach. Komödie in fünf Akten. München, Musarion-Verlag. 133 S. M. 4,— (6,—).
 Benz, Richard. Die Mutter. Drama in drei Aufzügen. Köln, Salm-Verlag. 71 S. M. 2,—.

d) Literaturwissenschaftliches

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Hsg. von Hanns Wolfgang Rath. Stuttgart, Julius Hoffmann. 190 S. M. 6,— (9,—).
 Dedekmann, Heinrich. Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. 3. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 528 S. M. 15,—.
 Engel, Eduard. Deutsche Sprachschöpfer. Leipzig, Hesse & Beder. 220 S. M. 3,— (3,60).
 Huber, Walther. Gottfried Keller und die Frauen. Ein Stück Herzensstrahl. Bern, Ferd. Wipf. 82 S. M. 5,—.
 Dehle, Waldeemar. Geschichte der deutschen Literatur Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing. 442 S. M. 10,— (12,50).
 Schöpe, Max. Der Vergleich bei Dante Gabriel Rossetti. Eine stilistische Untersuchung. (Normannia, Germanisch-Romanische Bücherei. 13 Bd.) Berlin, Emil Felber. 152 S.

Schück, Martin. Studies in the Mind of Romanticism (Reprinted for private circulation from modern Philology). Chicago.

e) Verschiedenes

Delius, Rudolf v. Weltwende. Darmstadt, Otto Reichl. 48 S. M. 1,80.
 Des Hauses Sonnenschein. Die schönsten Kinderbilder. Mit 87 Abbildungen und einem Geleitwort. Stuttgart, Julius Hoffmann. 96 S. M. 2,— (3,—).
 Dühr S. J., Bernhard. Der Defalog, die Grundlage der Kultur. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 30 S.
 Fichte und Deutschlands Not. Zeitgemäße Handbemerlungen zu Fichtes Reden an die Deutsche Nation. Berlin, Martin Warned. 149 S. M. 5,—.
 Finkh, Ludwig. Bräutigam. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 66 S.
 Graf, Georg Engelbert. Die Landkarte Europas gestern und morgen. Berlin, Paul Cassirer. 271 S. M. 10,— (12,50).
 Hefels, Hermann. Der Katholizismus in Deutschland. Darmstadt, Otto Reichl. 59 S. M. 1,80.
 Kruse v. Jakimow, Annemarie. Der Gutshof Jakimow. Ergebnisse einer deutschen Frau in Sowjetrußland. Berlin, Willstein & Co. 254 S. M. 5,50 (7,50).
 Maack, J. Demokratie, Sozialismus und Schule. Wiesbaden, Heinrich Städt. 177 S. M. 6,—.
 Mädel, Karl. Das deutsche Bürgertum und die Revolution. Leipzig, Der neue Geist-Verlag. 72 S. M. 3,—.
 Muder mann S. J., Hermann. Die Erblichtelforschung und die Wiegergeburt von Familie und Volk. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 24 S.
 Mutius, Gerhard v. Der Schwerpunkt der Kultur. Darmstadt, Otto Reichl. 41 S. M. 1,80.
 Roppel S. J., Constantin. Die soziale Revolution. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 32 S.
 Schulz, Friedrich. Gelassenheit. Zur Hygiene des Geistes. Stuttgart, Strecker & Schröder. 74 S. M. 1,50.
 Zollman, Ignaz. Revision des jüdischen Nationalismus. Wien, R. Löwit. 182 S. Kr. 12,— (16,—).

Sebat, Anton. Repetitorium für Mittelschüler, Gymnasialisten, Realgymnasialisten und Realschüler der IV. bis VIII. bezw. VII. Klasse. 2. Bändchen. Deutsch von W. A. Hammer. Wien, Carl Fromme. 320 S. Kr. 4,—.

Redaktionschluss: 20. September

Vorausgeber: Dr. Ernst Seilborn, Berlin. — **Verantwortlich für den Text:** Dr. Ernst Seilborn, Berlin; für die Anzeigen: Egon Fleißel & Co., Berlin. — **Verlag:** Egon Fleißel & Co. — **Adresse:** Berlin W. 9, Linkstr. 16.
Geschäftsverteilung: monatlich zweimal. — **Sortimentspreis:** vierteljährlich 6 Mark; halbjährlich 12 Mark; jährlich 24 Mark.
Zufassung neuer Bezugsbestellungen: in Deutschland und Österreich 6,75 Mark; im Ausland 7 Mark.
Zusatz: Stiergehäute Kompartimente. Seite 40 Bsp. Bestellen nach Vereinbarung.